

Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

ISSN 0939 - 334X | Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

62. Jahrgang | 09.12.2010 | 4

125 Jahre Ebert und Jacobi: Vier Generationen im Dienst der Apotheken

→ „Der moderne Betrieb einer deutschen Apotheke ist ohne das flächendeckende Netz eines funktionierenden vollsortierten Großhandels undenkbar“¹. Das Zitat gewinnt in diesen Tagen eine besondere

Thomas Richter, Würzburg*

Aktualität, da von politischer Seite versucht wird, ein bewährtes Logistiksystem

mit Hilfe des AMNOG („Arzneimittelneuordnungsgesetz“) auszuhebeln. Die Bedeutung und Leistungsfähigkeit des pharmazeutischen Großhandels für die Offizinpharmazie, aber auch für die regionale Wirtschaft zeigt die Geschichte des Würzburger Unternehmens Ebert und Jacobi, das im Jahr 2009 auf eine 125-jährige Firmengeschichte zurückblicken konnte.

Großhandel und Gründerzeit

Der pharmazeutische Großhandel ist ein Kind des Industriezeitalters.² So ist es nicht verwunderlich, dass die Geburtsstunde des Unternehmens in die Gründerzeit fiel. Die aufstrebende pharmazeutisch-chemische Industrie mit ihrer Vielzahl an Fertigarzneimitteln war dafür verantwortlich, dass die in den Apotheken seit Jahrhunderten bestehende Einheit von Herstellung und Abgabe aufgelöst wurde. Die Aufgabe des Großhandels bestand darin, die entsprechenden Waren zu beschaffen, zu lagern und an die Apotheken oder auch Drogerien zu verteilen. Diese Entwicklung erkannten die Kaufleute Philipp Jacobi und Emil Ebert, als sie am 1. Januar 1884 in Würzburg die „Chemikalien, Drogen-, Material- und Farbwarenhandlung Franz Conrad en gros“ eines

Apothekers aus Rodach bei Coburg übernahmen.³ Der Besitzerwechsel vom Apotheker zum Kaufmann des in der Würzburger Häfnergasse gelegenen Kleinunternehmens ist typisch für die Entwicklung zum pharmazeutischen Großhandel, dessen Erfolg letztendlich mit der Kapitalisierung⁴ und dem betriebswirtschaftlichen Sachverstand des Unternehmens steht und fällt. Obwohl der Würzburger Großhandel bei Apothekerkollegen bis heute nur als der „Ebert“ bezeichnet wird, verließ dieser Geschäftspartner bereits zu einem frühen Zeitpunkt die Firma und ließ sich seine Geschäftsanteile auszahlen. Die genauen Umstände, die zur Trennung der beiden Partner führten, lassen sich historisch nicht mehr exakt rekonstruieren. Das Zerwürfnis verwundert umso mehr, da beide Kaufleute über ihre Heirat mit zwei Schwestern familiär verbunden waren. Die geschäftlichen Erfolge kurz vor der Jahrhundertwende erforderten bereits einen Umzug in

EDITORIAL



Apothekersöhne

Wer kennt sie nicht, die berühmten Söhne von Apothekern, die entweder den Beruf des Vaters nur kurzzeitig ausübten oder ihn gar nicht erst ergriffen, um sich anderen, oft literarischen Aufgabe zuzuwenden. Erinnert sei an Theodor Fontane, Erich Mühsam und Dieter Noll. Ganz zu schweigen von Ernst und Friedrich Georg Jünger, Söhne des Apothekers und Chemikers Dr. Ernst Georg Jünger, die das 20. Jahrhundert so nachhaltig beeinflussten. Die Reihe ließe sich mühelos fortsetzen, doch soll hier an zwei jüngst verstorbene Apothekersöhne erinnert werden, deren Werke das Genie streifte, die aber keineswegs unumstritten waren. Vor allem im deutschen Sprachraum wurde Christoph Schlingensiefel (1960–2010), Apothekersohn aus Oberhausen, bekannt. Nach dem Philologie-Studium machte er zunächst mit Filmen und Fernsehproduktionen auf sich aufmerksam, ehe er sich der Dramaturgie zuwandte. Neben zahlreichen Arbeiten als Theaterregisseur veranstaltete Schlingensiefel auch provokante „Aktionen“ zu verschiedenen Themen. Nach der Diagnose Lungenkrebs setzte er sich in mehreren Werken intensiv mit seiner Krankheit auseinander. Auch der französische Regisseur Claude Chabrol (1930–2010), dessen weltweite Bekanntheit auf seinen außergewöhnlichen Filmen beruht, war Apothekersohn. Aus alter Pariser Apothekerfamilie stammend, belegte er nach 1945 Literaturwissenschaften an der Sorbonne, ehe er dem Druck der Familie nachgab und das Pharmaziestudium aufnahm, jedoch kurz vor dem Examen abbrach. Vom Filmkritiker der „Cahiers du cinéma“ war der Weg zum Regisseur nicht weit und seine Arbeiten zählen zum Besten, was die Kinematographie kennt. Seine Entlarvung der doppelten Moral der Bourgeoisie, beispielsweise in dem 1967 entstandenen Film „Die untreue Frau“ (La femme infidèle), kennzeichnet Chabrol als einen von Natur aus zynischen Moralisten, der allerdings selbst den Luxus nicht verschmähte. Und die Apothekertöchter? Wie steht es mit den Abkömmlingen von Apothekerinnen? Desiderate für junge Pharmaziehistoriker/innen. Nun sucht mal schön! In diesem Sinne wünschen Ihnen, geneigter Leser, ein ruhiges Weihnachtsfest und einen guten Rutsch.

W.-D. Müller-Jahncke,
Chr. Friedrich, F. Leimkugel

* Daniela und Ralph-Dieter Schüller in Verbundenheit zum Hause Ebert + Jacobi gewidmet

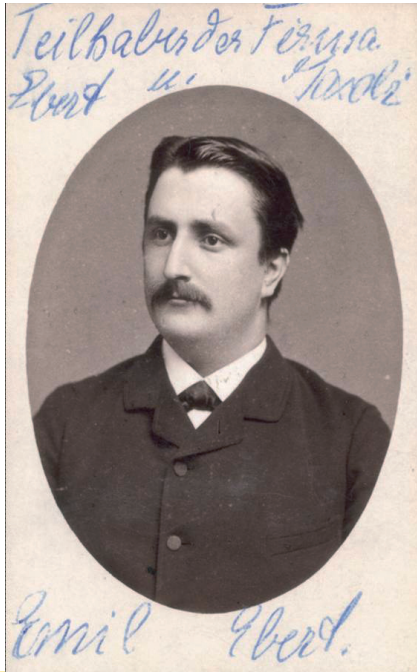
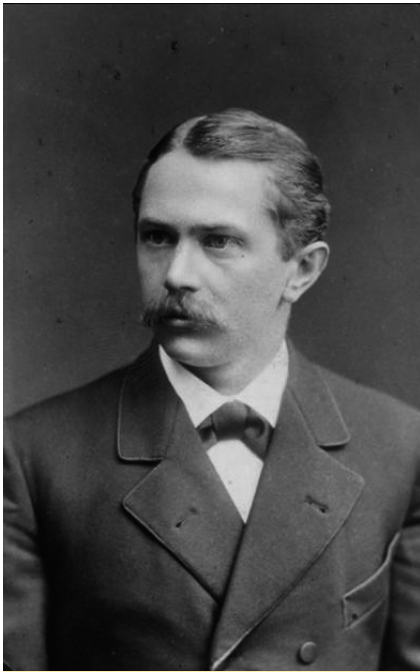


Abb. 1 und 1a: Philipp Jacobi und Emil Ebert

die Würzburger Innenstadt, wo man Teile eines säkularisierten Klosters erwerben konnte.⁵ Dieses in der Kapuzinerstraße bzw. Oeggstraße gelegene Anwesen eignete sich aufgrund seiner ausgezeichneten Lagermöglichkeiten sowie seiner damaligen Nähe zum Bahnhof bestens für den Aufbau eines funktionierenden Großhandelsgeschäfts. Der Verkaufspreis lag bei einer Gesamtsumme von 220.000 Mark.⁶ Vergleicht man diesen Betrag mit dem durchschnittlichen Jahreseinkommen eines Chemiearbeiters von 1440 Mark, so wird deutlich, wie kapitalintensiv in Zeiten der industriellen Revolution der Betrieb eines Großhandels war. Kurze Zeit nach dieser Investition muss Emil Ebert das Unternehmen verlassen haben. Er verstarb nur wenige Jahre nach seinem Ausscheiden im Jahre 1906. Somit lag zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Unternehmensführung ganz allein in den Händen des Kompagnons.

Kundennähe, funktionsfähiger Außendienst und breites Warenlager

Der seit dem frühen 20. Jahrhundert als alleiniger Firmeninhaber fungierende Philipp Jacobi wurde im Jahre 1854 in Schweinfurt geboren.⁷ Seine Vorfahren stammten aus dem thüringischen Hildburghausen und waren

als Kaufleute tätig. Mit seiner Frau Wilhelmine, genannt Lilli, hatte er einen Sohn und zwei Töchter. Mit dem Kauf des Anwesens in der Würzburger Innenstadt war ebenfalls ein privater Umzug verbunden. Die Familie bezog ihren Wohnsitz direkt über den Geschäftsräumen. Diese Vereinigung von persönlichem und beruflichem Umfeld bestimmte die Firmenphilosophie nachhaltig. Die Wege waren kurz, Entscheidungen konnten sehr schnell getroffen werden. Zum erwei-

terten Familienkreis zählten die Mitarbeiter des Unternehmens, die sich wiederum in hohem Maße mit „ihrem“ pharmazeutischen Großhandel identifizierten. Die enge Allianz von privatem und beruflichem Umfeld war allerdings keinesfalls mit Provinzialität gleichzusetzen. Die Produktpalette war sehr weit gestreut: Das Warenlager umfasste nicht nur Arzneimittel und Chemikalien, sondern auch alltägliche Dinge, die für den Haushalt benötigt wurden. Dazu zählten Nahrungsmittel, Stahlwaren, Schreibgeräte oder Fußbodenbeläge. Fertigarzneimittel hatten in dieser Frühphase hingegen noch eine geringe Bedeutung. Selbstverständlich war aber der Bezug der neu auf dem Markt befindlichen Präparate wie Veronal oder Migränin möglich. Zum Kundenkreis des Großhandels zählten nicht nur Apotheken, sondern auch Drogerien sowie Kolonial- und Materialwarenhandlungen.⁸ Es versteht sich von selbst, dass im damals sehr ländlich geprägten Unterfranken vor allem Arzneimittel für landwirtschaftliche Nutztiere eine große Rolle spielten. Der Kundenkreis des Großhandels war jedoch über das gesamte Deutsche Reich verteilt, so dass die Firma Ebert an vielen unterschiedlichen Orten, sogar bis nach Berlin, ihre Waren vertreiben konnte. Der Standort, unmittelbar neben dem damaligen Hauptbahnhof gelegen, ermöglichte problemlos das Überwinden großer Distanzen. Neben der



Abb. 2: Mitarbeiter der Firma Ebert und Jacobi 1907



Abb. 3: Würzburger Backpulver-Werbung

günstigen Infrastruktur setzte Philipp Jacobi auf ein gut funktionierendes Netz von Außendienstmitarbeitern. Ähnlich wie in der Zentrale legte man im Außendienst Wert auf persönlichen Kontakt zum Kunden, was sich in den zahlreichen Berichten der Großhandelsvertreter an die Geschäftsleitung widerspiegelt.⁹ Auch die Öffnungszeiten waren kundenfreundlich. Im Jahre 1913 waren beispielsweise die Mitarbeiter von halb acht Uhr morgens bis zwölf Uhr und nachmittags von zwei Uhr bis sieben Uhr erreichbar. Sogar an Sonn- und Feiertagen gab es zwischen elf und zwölf Uhr eine Sonderschicht. Nur an Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Weihnachten und Neujahr war das Unternehmen gänztätig geschlossen, eine in einer vom Katholizismus geprägten Stadt wie Würzburg durchaus nachvollziehbare Entscheidung. Das Gebot der Sonntagsruhe trat übrigens erst nach dem Ende des ersten Weltkrieges in Kraft.¹⁰ Die Kunden konnten ihre Waren über den Außendienst, aber auch auf dem Postweg bestellen. Eine dritte Möglichkeit war ein telefonischer Auftrag, der bereits ab dem Jahre 1887 möglich war.¹¹ In der Reihenfolge der Würzburger Telefonanlagen stand die Firma Ebert und Jacobi im späten 19. Jahrhundert auf Platz 62. Erst zehn Jahre zuvor war in Deutschland der erste Telefonapparat auf den Markt gebracht worden. Die Symbiose von innovativer Technik sowie persönlicher Atmosphäre zu Kun-

den und Mitarbeitern war daher bereits in der Anfangsphase ein Markenzeichen des Unternehmens. Ein weiteres Charakteristikum zeichnete sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls ab, da sich Philipp Jacobi bald auf berufspolitischer Ebene engagierte. Aufgrund des breiten Sortiments war der Firmeninhaber Mitglied im Deutschen Nahrungsmittel-Großhandelsverband e. V., den er zeitweise sogar als Vorsitzender führte. Darüber hinaus wirkte er als Führungskraft im Verein „Pharmazeutischer Großhandel e. V.“ mit. Schon damals hatte der Unternehmer ein Gespür dafür, dass kollegialer Austausch sowie Präsenz in den Medien den Erfolg einer Firma maßgeblich bestimmten. Bei der Vermarktung seiner Produkte hatte Jacobi ebenfalls eine glückliche Hand. Als Eigenprodukt stellte der Großhandel ein Backpulver her, das laut Anzeige aus dem Jahre 1913 die Hausfrauen zu Herstellung eines Gesundheitskuchens verwenden sollten.¹² Das Layout des Produktes zeigt mit Hilfe der – auf dem Bild vor dem Hintergrund der Marienburg zu sehenden – Mainbrücke einen lokalen Bezug, so dass sich viele Einheimische angesprochen fühlten. Der erste Weltkrieg stellte neue Herausforderungen an das Unternehmen. Obgleich viele Mitarbeiter an die Front mussten, konnte der Betrieb bis zum Ende des Krieges aufrecht erhalten werden. Gerade in diesen Zeiten waren Produkte wie Kerzen oder Verbandstoffe heiß begehrt. Ein dramatisches Ereignis nach Kriegsende erforderte vom Firmeninhaber eine rasche Entscheidung, was die Nachfolge im Unternehmen betraf.

Die Stunde der Schwiegersöhne

Neben den beiden Töchtern hatte Philipp Jacobi einen Sohn Friedrich, den er systematisch als seinen Nachfolger aufbaute. Bereits im Alter von sechzehn Jahren¹³ trat dieser im Jahre 1904 als Drogistenlehrling in den väterlichen Betrieb ein. Nach zwei Jahren schloss er die Ausbildung erfolgreich ab und begab sich auf ausgedehnte Lehr- und Wanderjahre. Insbesondere das angloamerikanische Ausland interessierte den jungen Unternehmensnachfolger sehr. So arbeitete er zwischen 1909 und 1910 bei

der Firma Knoll in London. Ein Jahr später war Friedrich Jacobi bei der Firma Fritsche in New York angestellt. Diese Zeit in den USA war zwar interessant, aber auch entbehrungsreich, zumal sein Gehalt gerade reichte, um die Grundbedürfnisse des Alltags zu stillen. Er war daher auf die Unterstützung seiner Eltern angewiesen. Kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges war Jacobi in Berlin tätig. Zu seinem großen Verdruss erreichte er jedoch keine Führungsposition bei der Firma, für die er arbeitete, da die auf Vermarktung von Chinin spezialisierte Firma Riedel in Friedrich Jacobi in erster Linie den Spross eines bekannten Großhandels sah und ihm daher einen Aufstieg verwehrte. Zerstreuung fand der vielseitig interessierte Unternehmensnachfolger in der reichhaltigen Berliner Kulturszene. Der erste Weltkrieg führte dazu, dass die Reiselust Friedrich Jacobis nach England und den USA gebremst wurde. Bereits im Jahre 1919 befand er sich jedoch wieder im Besitz eines Dauer-Reise-Ausweises, welcher ihm die Benutzung von „Eisenbahnen, insbesondere für Schnellzüge innerhalb Deutschlands“¹⁴ gestattete. Tragischerweise verstarb er am 10. Mai 1919 auf einer seiner Dienstreisen im Alter von nur 31 Jahren an Typhus. Der Tod des Sohnes war ein schwerer Schlag für die Familie Philipp Jacobis. Neben dem menschlichen Verlust galt es jetzt, einen Nachfolger aufzubauen, welcher sein Erbe weiterführen sollte. Als Familienunternehmer



Abb. 4: Friedrich Jacobi

hatte Jacobi daher seine beiden Schwiegersöhne im Blick. Der Apotheker Fritz Müller war mit der Tochter Wilhelmine verheiratet und stieg nach dem Tod des Schwagers in den Betrieb ein. Ludwig Schüller, der Ehemann von Tochter Henriette, war als ehemaliger Offizier, der den ersten Weltkrieg im Rang eines Majors beendete, die Tätigkeit als Unternehmer nicht unbedingt in die Wiege gelegt. Aus Verbundenheit zur Familie seiner Frau übernahm er den für ihn nicht einfachen Part des Kaufmanns, zumal andere Alternativen für einen ehemaligen Soldaten in der Weimarer Republik sicherlich nur mit Mühe zu finden waren. Die Geschäftsallianz wurde am 1. Januar 1923 mit Hilfe eines Gesellschaftervertrages begründet, den der Schwiegervater mit seinen beiden Schwiegersöhnen abschloss. Als Rechtsform wählte man die offene Handelsgesellschaft, wobei in die Rechtsnachfolge Philipp Jacobis auch die beiden Ehefrauen Henriette und Wilhelmine mit aufgenommen wurden.¹⁵ Das Zusammentreffen zweier ganz unterschiedlicher Persönlichkeiten wie Ludwig Schüller und Fritz Müller bestimmte in der Zeit der Weimarer Republik sowie des Dritten Reiches die Geschehnisse des Großhandels. Diese Firmenkonstellation war für Mitarbeiter sowie die Unternehmerfamilien nicht immer einfach.

Ludwig Schüller¹⁶ wurde im Jahre 1886 als Sohn des Hauptmanns Josef Martin Schüller und der Anna Margarethe Elisabeth Friederike Schüller in Nürnberg geboren. Eine Laufbahn als Soldat war ihm damit in die Wiege gelegt. Nach dem Umzug der Familie nach Würzburg besuchte Ludwig Schüller das Gymnasium und begann anschließend eine militärische Karriere. Anscheinend erkannte man im deutschen Kaiserreich die Fähigkeiten des in Heilbronn dienenden jungen Füsiliers sehr schnell und kommandierte ihn an die Kriegsakademie nach Berlin, einer Hochschule zur Förderung junger begabter Offiziersanwärter. Der erste Weltkrieg wurde zu einer Bewährungsprobe für den jungen Soldaten, der in Frankreich bei einer Fliegerabteilung stationiert war. Deren Aufgabe bestand in der Aufklärung des französischen Luftraumes, um Informationen über die feindlichen Stellungen zu gewinnen. Anfang März 1917 wurde Schüller in den Rang eines Majors befördert. Das

Kriegsende führte, wie bei vielen ehemaligen Berufssoldaten des ersten Weltkrieges, zur persönlichen Entwurzelung des jungen Offiziers. Der Versailler Vertrag legte fest, dass die neu geschaffene Reichswehr über keine Luftwaffe mehr verfügen durfte. Die Frustration vieler junger Menschen, die sich mit den Strukturen der Weimarer Republik nicht identifizieren konnten, sollte sich als Achillesverse des politischen Systems herausstellen. Im April 1919 beteiligte sich Schüller an der Organisation einer rechten Bürgerwehr, die maßgeblich zur Zerschlagung der Würzburger Räterepublik beitrug.¹⁷ Einen neuen beruflichen Weg fand Schüller als ehemaliger Soldat im Jahre 1920 über die Heirat mit Henriette Jacobi. Deren Bruder Friedrich, vorgesehener Nachfolger im Großhandel, war, wie bereits erwähnt, ein Jahr zuvor gestorben. Sein soldatisches Pflichtbewusstsein ließ den ehemaligen Major den Ernst der Lage erkennen und er entschloss sich dazu, seine berufliche Wirkungsstätte in einem mittelständischen Großhandel zu wählen. Da jedoch ein Absolvent der ehemaligen Berliner Kriegsakademie nicht zwangsläufig über kaufmännische Kenntnisse verfügte, musste Schüller im Alter von 35 Jahren noch einmal „in die Lehre“ gehen. Aufgrund entsprechender Kontakte von Philipp Jacobi zur Darmstädter Familie Merck konnte Schüller in einem der führenden deutschen Pharma-

unternehmen der zwanziger Jahre ausgebildet werden. Der ehemalige Major war jedoch ein Lehrling der besonderen Klasse, der sich aufgrund persönlicher Verbindungen zur Inhaberkategorie nicht nur beruflich, sondern auch privat bestens integrierte. Die Episode in Darmstadt war jedoch nur von kurzer Dauer, da Schüller zu Beginn des Jahres 1923 zusammen mit seinem Schwager Fritz Müller in die Firma Ebert und Jacobi eintrat. Dessen Prägung und Persönlichkeit¹⁸ unterschied sich fast diametral von derjenigen Schüllers. Müller wurde 1881 in Ochsenfurt geboren und entschied sich für das Studium der Pharmazie. Ebenfalls aufgrund der Heirat mit Philipp Jacobis zweiter Tochter Wilhelmine kam er in Verbindung zum Großhandel, in den er wie sein Schwager Ludwig Schüller per Gesellschaftervertrag eintrat. Während dieser vor allem mit der Organisation der Abläufe im Würzburger Stammhaus beschäftigt war, galt Müllers Hauptaugenmerk der chemischen Fabrik Mainfranken, einer Zweigfirma des Unternehmens. Diese produzierte vor allem destilliertes Wasser sowie verschiedene Tinkturen und Mixturen. Sein Aufgabenfeld sah der Apotheker Fritz Müller in erster Linie darin, seine pharmazeutischen Talente in diesem Unternehmen aufgehen zu lassen. Der ehemalige Offizier und der passionierte Apotheker waren auf jeden Fall völlig unterschiedliche Persön-



Abb. 5 und 5a: Ludwig Schüller



Abb. 6: Fritz Müller

lichkeiten, die gemeinsam die Geschichte des Großhandels in die Hand nehmen mussten. Die erste große Bewährungsprobe sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Großhandel im 3. Reich

In den Jahren nach dem Schicksalsjahr 1923, in der die Inflation in Deutschland ein Rekordniveau¹⁹ erreichte, stabilisierte sich die wirtschaftliche Lage allmählich. Diese kurze Ära der Prosperität und des damit verbundenen kulturellen Aufblühens gaben dieser Epoche den Namen „Golden Twenties“. Eine aus dem Jahr 1925 stammende Firmenbroschüre²⁰ der Firma Ebert und Jacobi gibt Auskunft über die aktuellen Probleme des pharmazeutischen Großhandels in dieser Zeit. Verfasser war vermutlich Ludwig Schüller. Er beklagte zum einen die überhöhten Steuern und Abgaben, unter denen die Unternehmen damals schon zu leiden hatten. Darüber hinaus äußerte sich der Unternehmer über den zunehmenden Konkurrenzdruck durch Einkaufsvereine und Genossenschaften, die mit staatlicher Begünstigung und einer damit verbundenen steuerlichen Privilegierung Aufgaben des privaten Großhandels übernahmen. Heftig ging Schüller mit der Zollpolitik des Auslands, aber auch mit den hohen Einfuhrzöllen in der Zeit der Weimarer Republik ins Gericht. Diese führten zu einer Verteuerung bestimmter Produkte wie Chemikalien und stellten in seinen

Augen eine Verzerrung des Wettbewerbes dar. Darüber hinaus wurde die Politik der Krankenkassen beklagt, die beispielsweise in eigener Regie Verbandmittel produzierten und an die Verbraucher abgaben. Der Alltag in der Würzburger Innenstadt ging seinen gewohnten Gang. Man besaß ein Areal von fast 2700 Quadratmetern, so dass genügend Fläche für Lagerung, Verteilung und Verwaltung zur Verfügung stand. Sogar dreizehn Wohnungen unterschiedlicher Größe gehörten zum Firmenareal. Durch die Nähe zum Hauptbahnhof verfügte man über eine ideale Verkehrsanbindung. Trotz dieser Strukturvorteile war der Großhandel gegen Ende der zwanziger Jahre einer Bewährungsprobe ausgesetzt. Die Weltwirtschaftskrise erreichte zeitverzögert die Apotheken, was wiederum Auswirkungen auf die Lieferanten hatte. Ein Umsatzrückgang von etwa 10% in den Jahren 1930 und 1931 erklärt die Tatsache von nahezu 2000 arbeitslosen Apothekern in der Endphase der Weimarer Republik.²¹ Die wirtschaftlich desolate Lage in Deutschland sowie das seit Ende des ersten Weltkrieges bestehende Orientierungsdefizit großer Teile der Bevölkerung führten zur Machtergreifung der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler am 30. Januar 1933. Im Sinne einer objektiven Pharmaziegeschichte, die nichts verdrängt, aber auch „sine ira et studio“ die Fakten objektiv darstellt, soll nicht verschwiegen werden, dass Ludwig Schüller bereits seit dem Jahre 1931 Mitglied der NSDAP war.²² Diese

Entscheidung ist bei dem biographischen Hintergrund eines ehemaligen hoch dekorierten Offiziers des ersten Weltkrieges nicht verwunderlich. Am 26. Oktober 1934 übernahm Schüller das Amt des Kammerpräsidenten der Industrie und Handelskammer Würzburg. In seiner Ägide wurde das Areal der Kammer baulich maßgeblich erweitert. Von seinen Kontakten zur ehemaligen Reichswehr profitierten Großhandel und der Würzburger Mittelstand in gleicher Weise. Der Gewinn betrug im Jahre 1935 etwa 11.000 Reichsmark,²³ wobei ein Großteil der Erträge im Warenlager steckte, das mit knapp 200.000 Reichsmark veranschlagt wurde.²⁴ In dieser Zeit verfügte der Großhandel über drei Lieferwagen sowie eine Anzahl an Fahrrädern, um die Kunden in nächster Nähe zu beliefern. In der Zeit des Dritten Reiches kam es aufgrund gesetzlicher Vorgaben zu einer Konzentration auf das Kerngeschäft, das immer mehr in der Belieferung der Apotheken mit Arzneimitteln und Chemikalien bestand.²⁵ Das Geschäft mit den Kolonialwarenhandlungen trat dabei in den Hintergrund. Mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 begann für die Firma Ebert und Jacobi eine schwere Zeit, da seit dem Jahre 1941/42 Ludwig Schüller und seine beiden Söhne Friedrich und Dieter als Soldaten an der Front kämpften. Dass der Großhandel in dieser Zeit funktionsfähig blieb, ist vor allem den erfahrenen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Unternehmens zu verdanken.

Stunde Null und Neubeginn

Der 16. März 1945 ist ein markantes Datum in der Würzburger Stadtgeschichte.²⁶ An diesem Tag wurden bei einem alliierten Luftangriff innerhalb von 17 Minuten mehr als zwei Drittel der Gebäude der Stadt völlig zerstört; über 4500 Menschen starben in den Trümmern. Auch die Gebäude des sich in Hauptbahnhofnähe befindlichen Großhandels wurden vollständig vernichtet. An einen regulierten Betrieb war in dieser Trümmerlandschaft nicht zu denken.²⁷ Der Firmeninhaber, Apotheker Fritz Müller, hatte das Bombardement im Luftschutzkeller überlebt; sein Kollege und Schwager Ludwig Schüller hatte sich mit seiner Frau in einer Jagdhütte im Spessart in



Abb. 7: Würzburg nach dem 16. März 1945

Sicherheit gebracht. Die Stunde Null in Deutschland nahte und Improvisationskunst war gefragt. Ein Ausweichquartier wurde in einer Turnhalle im nahe gelegenen Höchberg gefunden, wo man auf einfachen Biertischen ein knappes Angebot an Waren präsentieren konnte. Der damalige Lehrling Hubert Piper, langjähriger Außendienstmitarbeiter des Unternehmens, wurde nach seinem eigenen Bericht dazu verpflichtet, auf dem Trümmergrundstück in der Innenstadt auszuharren und vorbeikommende Kunden auf das Provisorium in Höchberg hinzuweisen. So ist es tatsächlich der Kreativität und dem Fleiß der Mitarbeiter zu verdanken, dass man nach der Zerstörung des Unternehmens einen Neuanfang wagte. Das Entnazifizierungsverfahren im September 1945 hatte auf die Führungsstruktur des Unternehmens erhebliche Auswirkungen. Ludwig Schüller und sein Schwager Fritz Müller durften aufgrund ihrer parteipolitischen Verbindungen zur NSDAP ihre Betriebe nicht weiter führen. Die amerikanische Militärverwaltung setzte mit Apotheker Heinrich Faulhaber einen Verwalter ein. Dessen eher glückloses Agieren wurde jedoch durch die „mittlere Ebene“ des Unternehmens ausgeglichen, wobei sich der langjährige Mitarbeiter Hans Schmidt besondere Verdienste um die Firma erwarb. In dieser prekären Si-

tuation kehrte der Sohn des Firmenmitinhabers Friedrich Schüller im Sommer des Jahres 1945 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft nach Würzburg zurück. Da seinem Onkel und seinem Vater von den alliierten Behörden die Geschäftsführung untersagt war, begann für den Zweiundzwanzigjährigen eine große Bewährungsprobe. Zunächst bedurfte es der Aneignung fachlicher Kenntnisse, um einen Großhandel zu leiten. Dazu begann Friedrich Schüller das Studium der Chemie, wechselte dann aber zum Pharmaziestudium, das er am 20. Oktober 1949 in Würzburg abschloss. Sein Bruder Dieter Schüller war inzwischen ebenfalls aus dem Krieg wieder zurückgekehrt und kümmerte sich um die lange Jahre von Fritz Müller geleitete chemische Fabrik Mainfranken,²⁸ die ebenfalls im Krieg total zerstört worden war. Durch den frühen Tod Dieter Schüllers im Jahre 1952 wurden die Aktivitäten des Betriebes, der vor allem Destillate, Tinkturen und Mixturen herstellte, immer weiter zurückgefahren, bis das chemische Unternehmen zu Beginn der siebziger Jahre liquidiert wurde. Die Anfangszeit im Unternehmen war für den frisch approbierten Apotheker Friedrich Schüller alles andere als einfach.²⁹ Die amerikanische Militärbehörde wies in Heidingsfeld ein ehemaliges Sanitätsdepot als vorübergehende Bleibe zu. Damit rückte man von der verkehrsgünstigen Innenstadtlage in ein Randgebiet. Ein konkurrierender Großhändler trat in Würzburg auf den Plan, der dem alt eingesessenen Unternehmen den Rang streitig machen wollte. Darüber hinaus fehlte es an Kapital, zumal aus der Vorkriegszeit noch Hypotheken bestanden und der Kauf vieler Waren vorfinanziert werden musste. In den wirtschaftlich unsicheren Zeiten nach dem Krieg drangen die pharmazeutischen Firmen auf schnelle Bezahlung. Viele ehemalige Mitarbeiter waren noch in Kriegsgefangenschaft. So konnte die Betreuung der Apothekenkunden vor Ort nicht mit der Intensität verfolgt werden, wie es die Firmenphilosophie von Ebert und Jacobi erforderte. Erst nach der „Rückkehr der Herren aus dem Außendienst“³⁰ stabilisierte sich die Lage des Großhandels allmählich. Auch gegen die auftretende Konkurrenz setzte man sich erfolgreich durch, indem man Anteile des

nach dem Krieg gegründeten Großhandels Dr. Vogel & Co. erwarb. Da der Standort in Heidingsfeld aus logistischen Gründen nicht optimal war, plante man den Wiederaufbau auf dem Areal der Kapuziner- und Oeggstraße. Das gewaltige und auch kapitalintensive Vorhaben konnte in zwei Schritten verwirklicht werden. Am 29. Mai 1959 entstand „im neuen Haus am alten Platz“³¹ ein leistungsfähiger moderner Großhandel, der die modernsten technischen Möglichkeiten ausschöpfte. So befand sich eine eigene Postbeförderungsanlage im Haus, und die Bearbeitungszeit für eingehende Aufträge war innerhalb von nur 30 Minuten möglich. Die Einführung der Lochkarte trug dazu bei, die Logistik erheblich zu verbessern. Nach dem Tod seines Vaters Ludwig im Jahre 1965 trat Friedrich Schüller als Gesellschafter in die offene Handelsgesellschaft des Großhandels ein. Damit war der Generationenwechsel vollzogen und das Unternehmen war mit den Vorteilen eines Neubaus am alten Standort auf Erfolgskurs. Friedrich Schüller war ein Visionär, der die Zeichen der Zeit erkannte. Dazu zählte die Erkenntnis, dass man auf Dauer nur erfolgreich sein konnte, wenn eine großflächige Vernetzung ermöglicht wurde. Als „Einzelkämpfer“ konnte er sich auf Dauer nicht gegen den zunehmenden Konkurrenzdruck und die immer enger werdenden Margen behaupten. Um den Einzugsbereich der Firma zu vergrößern, gründete der Unternehmer im Jahre 1965 eine Niederlas-



Abb. 8: Friedrich Schüller



Abb. 9: Moderner Großhandelsbetrieb

sung in Heidenheim an der Brenz, einem schwierigen Standort, denn gerade in dieser Grenzregion zwischen Bayern und Baden-Württemberg beherrschten vor allem apotheker-eigene Genossenschaften das Feld.³² Ein weiterer Meilenstein war die enge Kooperation mit Unternehmen aus derselben Branche. Aus diesem Grund wurde im Jahre 1969 die Pantapharm gegründet, ein Zusammenschluss dreier Großhändler mit dem Ziel, die gemeinsamen Kräfte zu bündeln, ohne die mittelständische Unabhängigkeit aufzugeben. Von dem im Jahre 1969 gegründeten Verbund blieben schließlich zwei Großhändler übrig, die sich im Jahre 2004 in der GmbH Ebert und Jacobi Holdermann zusammenschlossen. Neben seinem Engagement als Vorstandsmitglied im PHAGRO, der als Dachverband für den pharmazeutischen Großhandel 1948 in Frankfurt am Main gegründet worden war, schloss sich Friedrich Schüller einer Initiative an, die auf die 70er Jahre zurückgeht. Die inhabergeführten und konzernunabhängigen Großhändler gründeten eine gemeinsame Plattform, um durch Aktivitäten ihr Dienstleistungsspektrum zu verbessern. Der Zusammenschluss „PHARMA PRIVAT“ spielt bis heute eine entscheidende Rolle auf dem Großhandelsektor und verfügt über 15 Betriebsstätten in ganz Deutschland. Gerade vor den politischen Diskussionen zum Fremdbesitz ist diese Initiative ein maßgeblicher Garant auch für die Unabhängigkeit der inhabergeführten Apotheke.³³

Ralph-Dieter Schüller und die vierte Generation

Jeder Generationenwechsel in der Geschichte der Firma Ebert und Jacobi erfolgte unter problematischen Umständen. Nach dem Tod Friedrich Jacobis, der für die Nachfolge vorgesehen war, übernahmen die beiden Schwiegersöhne Ludwig Schüller und Fritz Müller eine Rolle, in die sie sich mühsam einfinden mussten. Der Eintritt Friedrich Schüllers in den Wirren der Nachkriegszeit geschah ebenfalls unter schwierigen Rahmenbedingungen, da die beiden Firmeninhaber per Dekret der alliierten Militärbehörde das Unternehmen nicht mehr führen durften. Der Generationswechsel von Friedrich Schüller zu seinem Sohn Ralph-Dieter vollzog sich ebenfalls unter nicht ganz einfachen Vorzeichen.³⁴ Im Jahre 1987 verstarb Friedrich Schüller nach langer Krankheit. Sein Sohn und Firmennachfolger Ralph-Dieter, der soeben sein betriebswirtschaftliches Studium beendet hatte, musste sofort die Unternehmensnachfolge antreten. Wieder waren es die engagierten Mitarbeiter sowie seine Mutter, die Witwe Friedrich Schüllers, die ihn tatkräftig unterstützten. Bereits nach kurzer Zeit ergab sich eine große Chance, welche der Jungunternehmer tatkräftig ergriff. Im gleichen Jahr, in dem Ralph-Dieter Schüller Geschäftsführer bei Ebert und Jacobi wurde, hatte man in der Nähe der damaligen „Zonengrenze“ einen weiteren Großhandel erworben: die Firma Spangropharm in Spangen-

berg, welche der Chemiker und Apotheker Max Woelm³⁵ (1875–1964) im Jahre 1916 gegründet hatte. Woelms Söhne verkauften das Unternehmen 1975 an den Gründer der WAZ-Unternehmensgruppe Erich Brost, der jedoch als Branchenfremder über keine innovativen Konzepte verfügte. Der Entschluss der Übernahme von Spangropharm, verbunden mit einer Erweiterung der Lagerkapazitäten, erwies sich als glücklich. Denn mit der Öffnung der Grenze zur DDR im 9. November 1989 besaß das Unternehmen einen strategischen Brückenkopf, um die Apotheken in den neuen Bundesländern mit Arzneimitteln zu versorgen. Die Firma Ebert und Jacobi war somit einer der ersten Großhändler, welche die DDR beliefern konnte. Die Erweiterung des Kundenkreises zog jedoch eine neue Herausforderung nach sich. Die Räumlichkeiten in der Stadt Würzburg, die seit 1959 genutzt wurden, erreichten ihre Kapazitätsgrenze, so dass man neue Lagermöglichkeiten an einem verkehrstechnisch günstigen Standort benötigte. Diesen Standort fand man auf der grünen Wiese in einem Gewerbegebiet im Norden Würzburgs mit einer guten Verkehrsanbindung zu den Autobahnen, auf denen der Lieferverkehr heute hauptsächlich abgewickelt wird. Bereits im Herbst 1992 begannen die Rohbauarbeiten und nur ein Jahr später konnte der Umzug von der Stadt zum neuen Standort erfolgen. Dieses Projekt war für alle Beteiligten eine logistische Meisterleistung, da in dieser Zeit der reguläre Großhandelsbetrieb weiterging. Die Firma Ebert und Jacobi ist heute ein modernes Dienstleistungsunternehmen mit fast 750 Beschäftigten. Vor einigen Jahren stärkte man noch einmal die eigene Position, indem man den privat betriebenen Großhandel Finze im ostbayerischen Pfreimd erwarb. Etwa 25.000 Aufträge werden täglich bei der Firma Ebert und Jacobi mit modernster Logistik bearbeitet. Im gleichen Zeitraum treffen außerdem 350.000 Pakungen im Wareneingang ein. Der jetzige Firmeninhaber Ralph-Dieter Schüller wird im Unternehmen von seiner Ehefrau Daniela unterstützt, die ebenfalls Betriebswirtschaft studierte. Das Unternehmen Ebert und Jacobi kann auf eine lange, wechselvolle Geschichte zurückblicken. Mit viel Fleiß, Tatkraft und kreativen Ideen trotzte man immer den Wirren der Zeit. Es bleibt zu hoffen, dass auch



Abb. 10: Ralph und Daniela Schüller mit dem Vorstand der DGGP, Landesgruppe Franken, Dr. Dr. Thomas Richter und Christiane Engel (v.r.n.l.)

die moderne Gesundheitspolitik die Bedeutung des Großhandels für die öffentliche Apotheke erkennt. Denn mit jedem zerschlagenen Unternehmen entsteht nicht nur ein erheblicher wirtschaftlicher, sondern auch ein großer kultureller Schaden. Die Aufgabe der Pharmaziegeschichte besteht unter anderem darin, diese Wechselwirkung von Wirtschaft und Kultur³⁶ zu verdeutlichen.

Anmerkungen

- ¹ Christoph Friedrich/Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Geschichte der Pharmazie. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Eschborn 2005. S. 1048.
- ² Zur Bedeutung der Technik und deren Auswirkungen auf die Industriegesellschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert vgl. Hermann Kellenbenz: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Bd. II. Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 2. Weltkrieges. München 1981. S. 189–201.
- ³ Ute Grau, Babara Guttman: 125 Jahre Ebert+Jacobi. Ostfildern 2009. S. 42.
- ⁴ Zur Bedeutung des Kapitals in der Industriegesellschaft vgl. Michael North: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick. München 2005. S. 235–237.
- ⁵ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 47–49.
- ⁶ Hannelore Schüller: Wo einst ein Kapuzinerkloster stand. Würzburg 1997. S. 12.
- ⁷ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 42.
- ⁸ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Lieferbuch für die Jahre 1904–1907.

- ⁹ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 56.
- ¹⁰ Uwe Spiekermann: Freier Konsum und soziale Verantwortung. Zur Geschichte des Ladenschlusses in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 49 (2004), 26–44.
- ¹¹ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 61.
- ¹² Firmenarchiv Ebert + Jacobi: Preisliste Ebert+Jacobi von 1913.
- ¹³ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 62.
- ¹⁴ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Dauer-Reise-Ausweis der Handelskammer für Friedrich Jacobi, ausgestellt am 17.3.1919.
- ¹⁵ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Aktenvermerk über eine Konferenz der Gesellschafter von Ebert+Jacobi am 20.4.1965. In: Pappordner „Gesellschaftsvertrag alt“.
- ¹⁶ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 88–90.
- ¹⁷ 125 Jahre Industrie- und Handelskammer Würzburg-Schweinfurt. S. 148; vgl. Matthias Sticker: Neuanfang und Kontinuität: Würzburg in der Weimarer Republik. In: Ulrich Wagner (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Vom Übergang an Bayern bis zum 21. Jahrhundert. Bd. 3,1. Stuttgart 2007. S. 177–195, insbesondere zur Räterepublik S. 178–185.
- ¹⁸ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 92.
- ¹⁹ Heinrich Bechtel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands. Wirtschaftsstile und Lebensformen von der Vorzeit bis zur Gegenwart. München 1967. S. 418–422.
- ²⁰ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Broschüre zum Jahreswechsel 1925/26. S. 15 f.
- ²¹ Elisabeth Huwer: Das Deutsche Apothekenmuseum. Regensburg 2006. S. 80.
- ²² Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 90.

- ²³ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 84.
- ²⁴ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Pappschuber mit Steuerunterlagen aus den 1930er Jahren.
- ²⁵ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 86.
- ²⁶ Zur Situation Würzburgs nach der Zerstörung vgl. Ulrich Wagner: Die Eroberung Würzburgs im April 1945. In: Geschichte der Stadt Würzburg. Vom Übergang an Bayern bis zum 21. Jahrhundert. Bd. 3,1. Stuttgart 2007. S. 294–314.
- ²⁷ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 102 f.
- ²⁸ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 120.
- ²⁹ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 106.
- ³⁰ Firmenarchiv Ebert+Jacobi: Schreiben Ludwig Schüllers an das Finanzamt Würzburg vom Oktober 1952. In: Pappordner „Ehegattenbesteuerung-Gewinnverteilung-Kapitalkonten ab 21.6.1948“.
- ³¹ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 110.
- ³² Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 129.
- ³³ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 136.
- ³⁴ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 152–154.
- ³⁵ Grau, Guttman [wie Anm. 3], S. 168–170. Max Woelm übernahm zunächst 1907 in Spangenberg die ortsansässige Apotheke. Parallel dazu gründete er einen Großhandel und eine pharmazeutische Fabrik. Beide Unternehmen befanden sich dann kriegsbedingt im hessischen Eschwege, während der Großhandel nach 1945 wieder an den alten Standort in Spangenberg zurückverlegt wurde.
- ³⁶ Vgl. dazu den gleichnamigen Titel von Hartmut Berghoff/Jakob Vogel [Hrsg.]: Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt, New York 2004.

Abbildungsverzeichnis:

- 1 Philipp Jacobi
- 1a Emil Ebert
- 2 Mitarbeiter der Firma Ebert und Jacobi 1907
- 3 Würzburger Backpulver Werbung
- 4 Friedrich Jacobi
- 5 und 5a: Ludwig Schüller
- 6 Fritz Müller
- 7 Würzburg nach dem 16. März 1945
- 8 Friedrich Schüller
- 9 Moderner Großhandelsbetrieb
- 10 Daniela und Ralph-Dieter Schüller mit dem Vorstand der DGGP LG Franken Christiane Engel und Dr. Dr. Thomas Richter

Die Abbildungen stammen (außer 10) aus dem in Anmerkung 3 zitierten Werk von Grau und Guttman und sind Bestandteil des Firmenarchivs des Unternehmens.

Anschrift des Verfassers:

Apotheker Dr. rer.nat Dr. phil.
Thomas Richter
Institut für deutsche Philologie
Lehrstuhl für neuere deutsche
Literatur- und Ideengeschichte
Am Hubland
97074 Würzburg
drs.richter@t-online.de

Die Sulfone: Eine Fallstudie zum Umgang mit Arzneimitteltoxizität

→ Sulfonal wurde 1888 als erstes Hypnotikum aus der Reihe der Sulfone in die Therapie eingeführt. Bei der Entwicklung dieser Wirkstoffgruppe kamen moderne Methoden der Arzneimittelforschung

Von Klaus Mayer, Mainz

erstmalig umfassend zum Einsatz. Die Sulfone konnten sich rasch als führende Hypnotika durchsetzen, doch stellte sich bald heraus, dass sie weit weniger harmlos waren als zunächst angenommen. In der Studie werden Probleme der Toxizität in den ca. 60 Jahren der Anwendung der Sulfone als Arzneimittel herausgearbeitet und aufgezeigt, wie Akteure und Betroffene damit umgingen.

Zielsetzung und Hintergrund

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zur Problemgeschichte der mit dem Aufschwung der pharmazeutisch-chemischen Industrie Ende des 19. Jahrhunderts neu aufkommenden synthetischen Arzneimittel. Untersuchungsgegenstand ist der Fall der Sulfone unter dem Gesichtspunkt ihrer Toxizitätsproblematik, wobei ein breites Verständnis von Toxizität zugrunde gelegt wird. Dazu werden unterschiedliche Facetten herausgearbeitet, die es erlauben, Handlungsweisen, Einstellungen und



E. Baumann

Abb. 1: Eugen Baumann (1846–1896)

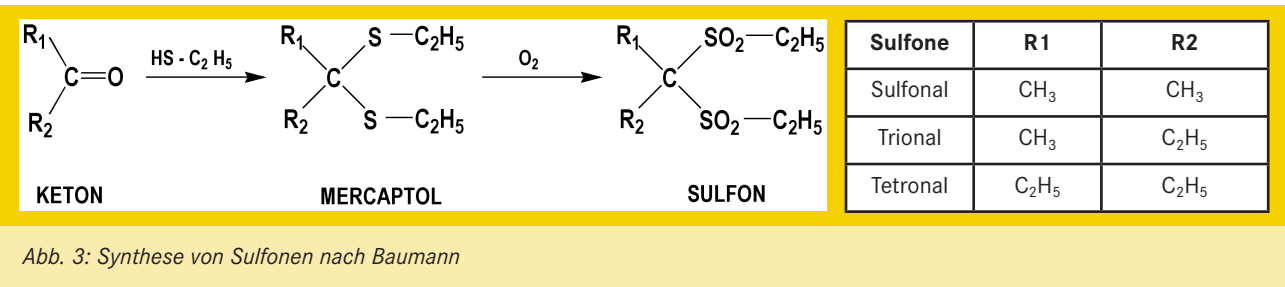
Werthaltungen im Umgang mit den Problemen dieser Wirkstoffgruppe zu beleuchten. Die Studie stützt sich auf Schlüsselveröffentlichungen, Übersichtsarbeiten, Monographien sowie edierte Korrespondenz. Ergänzende und validierende Originalarbeiten wurden vorwiegend mithilfe von Datenbanken und Internet recherchiert.

Die Entwicklung der Sulfone als Hypnotika geht auf den Apotheker und Chemiker Eugen Baumann (1846–1896) und den Mediziner Alfred Kast (1856–1903) zurück, die beide an der Universität Freiburg tätig waren. Sulfonal wurde im Anschluss an Untersuchungen zur Reaktion der Aldehyde und Ketone mit Mercaptanen synthetisiert und von Baumann zunächst „Diäthylsulfon-Dimethyl-Methan“ genannt.¹ Da die Verbindung zwei Sulfonylgruppen am zentralen Kohlenstoffatom trägt, kann sie auch als Disulfon eingeordnet werden. Die pharmakologische Prüfung des Sulfonals erfolgte durch Kast, dem die hypnotische Wirkung der Substanz zunächst im Tierversuch an Hunden auffiel. Der Einführung als Therapeutikum im Jahre 1888 gingen umfangreiche klinische Prüfungen an gesunden Versuchspersonen und Menschen mit krankhafter Schlaflosigkeit sowie physiologische Untersuchungen auf schädliche Organwirkungen voraus.² Dem Sulfonal folgten Trional und Tetronal als weitere Hypnotika der Sulfon-Reihe. Trional konnte seinem Vorgänger im



Abb. 2: Alfred Kast (1856–1903)

Lauf der Zeit den Rang ablaufen, während Tetronal kein nachhaltiger Erfolg beschieden war. Die Hypnotika der Sulfon-Reihe sind frühe Beispiele synthetischer Arzneistoffe und es ist nicht übertrieben, sie als erste moderne Wirkstoffgruppe überhaupt zu betrachten. Ihre Entwicklung und Prüfung erfolgte unter konsequenter Nutzung innovativer Prinzipien der Arzneimittelforschung, die auch heute noch Gültigkeit haben. Dazu gehörten die systematische Erschließung einer chemischen Stoffklasse mit der sich daraus ergebenden Möglichkeit, eine Vielzahl verwandter Einzelsubstanzen pharmakologisch prüfen zu können, physiologische, tier- und humanpharmakologische Untersuchungen sowie eine methodisch anspruchsvolle Versuchsplanung, die auch den einfachen Blindversuch umfasste.³ Untersuchungen zum Schicksal des Sulfonals im Organismus (Arzneistoffmetabolismus bzw. Biotransformation), über die Kast bereits in seiner Erstveröffentlichung berichtete, wurden von weiteren Forschern fortgesetzt.⁴ Schließlich wurden auch theoretische Überlegungen zum Verhältnis zwischen chemischer Konstitution und physiologischer Wirkung (Beziehung zwischen Anzahl der Ethylgruppen



und Wirkung) angestellt und sogar experimentelle Untersuchungen mit Kaulquappen als Testmodell vorgenommen, die einen quantitativen Zusammenhang zwischen physikochemischen Eigenschaften und biologischer Wirkung erbrachten (Korrelation zwischen Lipid/Wasser-Verteilungskoeffizient und Wirkung).⁵ Sulfonal und seine Verwandten galten zunächst als wenig toxische Schlafmittel, die nicht mit unangenehmen Anwendungseigenschaften wie schlechter Geschmack und Geruch behaftet waren, wie sie die frühen synthetischen Hypnotika (Chloralhydrat, Amylenhydrat, Paraldehyd) aufwiesen. Nachteilig erschienen zunächst nur die Schwerlöslichkeit und Kumulationsgefahr. Bald jedoch häuften sich Berichte über Nebenwirkungen und Vergiftungserscheinungen, die in der zeitgenössischen Literatur nicht streng unterschieden wurden. Laut Oswald Schmiedeberg (1838–1921) erzeugten größere Gaben von Sulfonal, „namentlich bei längerem Gebrauch, leicht Vergiftungserscheinungen, die in Schwindel, Kopfschmerz, Ohrensausen, Apathie, Sprachbehinderung, Sehstörungen, Somnolenz, taumelndem Gang mit Störungen des Koordinationsvermögens, Übelkeit, Erbrechen, hartnäckiger Stuhlverstopfung und zuweilen Durchfällen bestehen“; auch Hautexantheme wurden beobachtet. „Bei schweren Vergiftungen stell[t]en sich Rausch [...] Bewußtlosigkeit, Herz- und Respirationschwäche ein, und in einer Reihe von Fällen war der Ausgang ein letaler“. Besondere Beachtung sei Nierenschädigungen mit verminderter Harnmenge und dem nicht seltenen, aber unregelmäßig auftretenden roten Farbstoff im Urin zu schenken.⁶ Bei den in der Literatur beschriebenen Vergiftungen nach einmaliger Gabe (akzidentelle Vergiftung, Suizidversuch und Suizid) variierte die letale Dosis sehr stark, was vor allem durch die unsicheren Resorptionsver-

hältnisse bedingt sein dürfte. So referierte der Pharmakologe und Toxikologe Louis Lewin (1850–1929) einen Fall, bei dem selbst die Einnahme von 100 g überlebt wurde.⁷

Anfälligkeiten und Schädlichkeiten: Patientenerfahrungen bei Marcel Proust und Max Weber

Die Entwicklung und Verbreitung der Sulfone fällt mit einer Epoche zusammen, die als „Zeitalter der Nervosität“ bezeichnet wurde.⁸ Unter kulturhistorischem Aspekt ist dies die Ära der Belle Époque und des Fin de siècle, für Deutschland ist es zugleich das Wilhelminische Zeitalter, in dem das neu gegründete Reich unruhig und beunruhigend wird. Insbesondere geistig arbeitende Menschen galten als anfällig für die Leiden ihrer Zeit – nervöse Erschöpfung, Überreiztheit der Nerven sowie funktionelle Organstörungen. Für Symptomaten dieser Art bürgerte sich der in den USA aufkommende und von George M. Beard (1839–1883) geprägte Begriff der Neurasthenie ein.⁹ Weniger stigmatisierend als die älteren, ähnliche Erscheinungen bezeichnenden Begriffe Hypochondrie und Hysterie war Neurasthenie auch für sozial höher gestellte Personen und das männliche Geschlecht als Diagnose annehmbar. Da Neurastheniker fast regelhaft unter nervösen Schlafstörungen litten, eröffnete sich den in den Gründerjahren der pharmazeutisch-chemischen Industrie herausgebrachten sedativhypnotischen Substanzen ein weites Anwendungsfeld. Marcel Proust (1871–1922), in dessen monumentalem Romanzyklus „À la recherche du temps perdu“ erzählte Zeit und „Zeitalter der Nervosität“ zusammenfallen, litt seit seiner Kindheit an Heufieber und Asthma, das von seinem Vater Adrien Proust (1834–1903), einem bedeutenden

Kliniker und Seuchen- und Sozialhygieniker, als nervös bedingt erachtet wurde.¹⁰ Hinzu kamen weitere nervöse Störungen, die sich im Verlauf der Adoleszenz manifestierten und unter das Bild einer Neurasthenie subsumieren ließen. Die vorwiegend nächtlich auftretenden Asthmaanfälle sowie ein mondäner Lebensstil in der Pariser Gesellschaft führten zu massiven Verschiebungen im Tag-Nacht-Rhythmus, was die nervöse Symptomatik zusätzlich verschlimmerte und zu undisziplinierter Selbstanwendung stimulierender und sedierender Mittel verleitete. Proust machte Zeit seines Lebens Gebrauch von Hypnotika. Anhand seiner Korrespondenz lassen sich „Chloral“ (Chloralhydrat), Trional und Tetronal sowie die Barbiturate Veronal (Diethylbarbitursäure, Barbital) und Dial CIBA (Allobarbital) nachweisen.¹¹ Seit den 1890er-Jahren war Trional fast 20 Jahre lang das von ihm bevorzugte Schlafmittel, das sogar als Thema einer Salondiskussion Eingang in sein Romanwerk fand.¹² Hinsichtlich des Umgangs mit diesem Mittel sind



Abb. 4: Marcel Proust, um 1902

die an seine Mutter gerichteten Briefe, in denen selbst sehr intime Fragen gesundheitlicher Befindlichkeit nicht ausgespart wurden, besonders aufschlussreich. Danach wechselten sich gewohnheitsmäßiger Gebrauch oder Abusus mit Abstinenzbestrebungen ab, und selbst geringfügige äußere Anlässe, etwa Geräusche, die am Weiserschlafen störten, konnten zu Rückfällen führen, die der Mutter eingestanden wurden. Kennzeichnend in diesem Zusammenhang ist ein Brief, mit dem sie ungeduldig in Erfahrung bringen möchte, ob er „den Pakt mit dem ruchlosen Trional brechen [konnte]“.¹³ Inwieweit der Gebrauch der Sulfone zu Funktionsstörungen und Organschädigungen geführt hat, ist wegen Prousts Neigung zur Polytoxikomanie und dem Umstand, dass sich Krankheitssymptome und unerwünschte Arzneiwirkungen teilweise überschneiden, im Einzelnen nachträglich schwer feststellbar. Dies gilt jedoch nicht für den in seinen letzten Lebensjahren betriebenen und durch Trional vorbereiteten Abusus von Barbituraten, der bis hin zu akuten, Nah-tod-ähnlichen Toxizitätserfahrungen reichte und zu motorischen und kognitiven Störungen führte (zeitweilige Agraphie, Gedächtnisstörungen), die die Vollendung seines Werkes gefährdeten.

Zu den vom „nervösen Zeitalter“ geprägten Persönlichkeiten zählt auf deutscher Seite Max Weber (1864–1920), Klassiker der Soziologie und wirkmächtige Gelehrten-gestalt. Webers Werk wurde weltweit rezipiert, sein Einfluss ist über den engeren Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften hinaus bis in den aktuellen politischen Diskurs nachweisbar. Besonderes Interesse fanden seine Arbeiten zur Bedeutung des Protestantismus für die Herausbildung des Kapitalismus, die Unterscheidung ethischer Positionen (Gesinnungs- vs. Verantwortungsethik), sein Beitrag zur sogenannten Werturteilsdiskussion sowie prägnante Begriffsbildungen und Definitionen (Idealtypus; definitorische Abgrenzung von Macht und Herrschaft).

Wie Marcel Proust entstammte Max Weber einer Familie des gehobenen Bürgertums und ähnlich wie dieser galt er als das gesundheitliche Sorgenkind seiner Mutter – hier wegen einer frühkindlichen Meningitis, von der er nur langsam genas, der gefürchteten Folge einer geistigen Be-

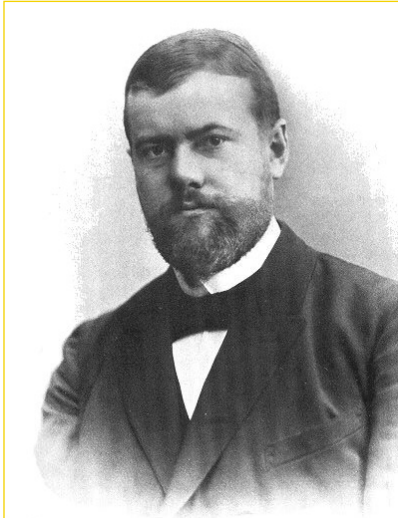


Abb. 5: Max Weber, 1894

hinderung zwar entging, aber eine Anfälligkeit für nervöse Leiden beibehielt. Ab 1898 durchlebte Weber eine mehrjährige Nerven- und Schlafenskrise, in der eine Neurasthenie diagnostiziert wurde. Zu den vielfältigen Symptomen zählte Schlaflosigkeit, die für Weber subjektiv das Hauptproblem darstellte und die mit einer sexualneurotischen Symptomatik (nächtliche Pollutionen und Sexualälängste) verwoben war.¹⁴ Als „Basis-medikation“ für eine solche Konstellation galt „Brom“ (Kaliumbromid bzw. Bromsalzmischungen), wovon er bei Bedarf viel nahm, um dann leidlich zu schlafen. Reichte Bromid nicht aus, so griff er zum „schärferen“ Trional (später auch Veronal), gelegentlich auch zum „mildereren“ Bromural (Bromisoval), ein um 1906 eingeführtes Bromureid.¹⁵

Auch bei Max Weber wechselten Phasen des forcierten Gebrauchs und der „Entwöhnung von den Schlafmitteln Trional, Bromidin [gemeint ist wohl: Bromipin, ein als Sedativum benutztes Brom-Addukt] etc. etc.“, in denen er sich „sehr mühsam über Wasser halten [musste]“, miteinander ab. In einem Brief aus dem Jahr 1906 berichtete er, dass er erst „nach 5–6 Tagen die Nachwirkungen der starken Schlafmittel überwunden habe“. Der ausgeprägte „hang over“, insbesondere nach Einnahme des nur langsam eliminierbaren Trionals, scheint für ihn weniger belastend gewesen zu sein als die Angst, infolge von Schlaflosigkeit nicht leistungsfähig sein zu können. Ob der Gebrauch der von ihm selbst als „Gifte“ bezeichneten Hypnotika zu bleibenden Beeinträch-

tigungen geführt hat, lässt sich anhand der Korrespondenz nicht entscheiden. Max Weber erlag im Jahre 1920 den Folgen der Spanischen Grippe.¹⁶

Arztperspektive: Die Sulfonal-Intoxikation von Sigmund Freuds Patientin Mathilde S.

Von den Schriften Sigmund Freuds (1856–1939) ist sicherlich die 1899 erschienene und auf das symbolträchtige Jahr 1900 vordatierte „Traumdeutung“ die bekannteste. In diesem Schlüsselwerk der Psychoanalyse nimmt ein selbst erlebter Traum, der „Traum von Irmas Injektion“, eine zentrale Stellung ein. Freud datiert diesen Traum auf die Nacht vom 23./24. Juli 1895. Es ist der erste durchinterpretierte Traum, an dem er die von ihm entwickelte assoziative Technik der Traumdeutung exemplarisch aufzeigt. Im Zuge der Analyse dieses Traumes werden Erinnerungen an einen Arzneimittelzwischenfall wach. Freud schreibt dazu: „Es erinnert mich an ein trauriges ärztliches Erlebnis. Ich hatte einmal durch die fortgesetzte Ordination eines Mittels, welches damals noch als harmlos galt (Sulfonal), eine schwere Intoxikation bei einer Kranken hervorgerufen und wandte mich dann eiligst an den erfahrenen älteren Kollegen um Beistand. Dass ich diesen Fall wirklich im Auge habe, wird durch einen Neben-umstand erhärtet. Die Kranke, welche der Intoxikation erlag, führte denselben Namen wie meine älteste Tochter.“¹⁷

Der fatal endende Fall ereignete sich, wie man heute weiß, im Jahr 1890, als Freud eine nervenärztliche Privatpraxis führte. Seine Patientin war Mathilde S. (Schleicher), damals 28 Jahre alt. Eine Dokumentation des Falles findet sich in einer „Mitteilung aus dem chemisch-mikroskopischen Laboratorium von Dr. M. und Dr. Ad. Jolles in Wien“, die als zweiteiliger Beitrag unter dem Titel „Ueber das chemische Verhalten der Harne nach Sulfonal-Intoxikation“ im Dezember 1891 in der „Internationalen Klinischen Rundschau“ erschien. Die Zeitschrift hatte nur einen geringen Verbreitungsgrad, was erklärt, dass die Arbeit in der Freud-Forschung lange Zeit unbeachtet blieb.¹⁸ Eine weitere, auf den klinisch-chemischen

Aspekt beschränkte Veröffentlichung findet sich in der „Pharmaceutischen Post (Wien)“.¹⁹ Nach der in der „Internationalen Klinischen Rundschau“ wiedergegebenen Kasuistik, „[f]reundlichst mitgeteilt von Herrn Doc. Dr. S. Freud“, erhielt die Patientin nach einem Klinikaufenthalt wegen „zirkulärer Verstimmung und Melancholie“ (heute: Bipolare affektive Störung und Depressive Episode) im wöchentlichen Wechsel Chloralhydrat (das sie schon seit Jahren genommen hatte) und Sulfonal in einer Dosis von 2 Gramm pro Tag. Unter dieser Medikation kam es zu Abdominalschmerzen, Erbrechen und Harnverhaltung bei Fortbestehen des psychischen Störungsbildes (Angstzustände und düstere Verstimmung). Der von Freud entnommene Katheterurin war rot gefärbt und wurde zur Untersuchung an das Laboratorium von Jolles gesandt. Im weiteren Verlauf „Puls klein, jagend, Zwerchfelllähmung. Tod bei klarem Bewusstsein“. Die Patientin verstarb etwa sechs Tage nach Eintritt in das akute Stadium.

Der Umstand, dass die Beschäftigung mit dem Traum ein fünf Jahre zuvor erlebtes Geschehnis wieder in das Bewusstsein treten ließ, kann als Hinweis auf eine intrapsychische Problematik genommen werden. Freud selbst schrieb, es habe den An-



Abb. 6: Sigmund Freud 1891

schein, als ob er alle Gelegenheiten hervorsuche, aus denen er sich den Vorwurf mangelnder ärztlicher Gewissenhaftigkeit machen könnte. Wie aus dem zweiten Teil der Arbeit von Jolles hervorgeht, hat Freud jedoch erhebliche diagnostische Anstrengungen unternommen, um die potenziell lebensbedrohliche renale Symptomatik der Patientin abzuklären (24h-Sammelurin, Eiweißnachweis, mikroskopische Untersuchung auf renale Elemente, Gewinnung von Katheterurin zur Untersuchung in einem spezialisierten Laboratorium). Ein ärztliches Fehlverhalten, das Selbstvorwürfe begründen könnte, ist nicht erkennbar. Die unbewältigten Schuldgefühle, auch wenn sie von weiteren Umständen mit beeinflusst sein mochten, zeigen vielmehr, wie belastend ein Fall unerwarteter Arzneimitteltoxizität mit tödlichen Ausgang für einen gewissenhaft handelnden Arzt sein konnte.

Roter Urin: Toxizität als Ausgangspunkt biochemischer Forschung

Die in der Publikation von Jolles zur Kenntnis gebrachten Sulfonal-Intoxikationen waren nicht die einzigen Fälle. Ähnliche Beobachtungen wurden in den Jahren 1889/1890 auch aus den Niederlanden, Schweden, Schottland und Deutschland berichtet. Bei den Betroffenen handelte es sich meist um Frauen, nicht selten mit psychischen Leiden in der Vorgeschichte. Wie im Fall Mathilde S. gingen die Intoxikationen typischerweise mit Abdominalkoliken, Oligo- oder Anurie sowie Tachykardie und neurologischen Ausfällen bis hin zu lebensbedrohlicher Lähmung der Atemmuskulatur einher, und stets war ein tief roter oder rotbrauner Urin der auffälligste Befund. Mit der bereits damals als klinisch-chemischer Methode gebräuchlichen Absorptionsspektroskopie (Spektralanalyse nach Bunsen und Kirchhoff) konnte festgestellt werden, dass es sich bei dem „farbigen Prinzip“ nicht um den Blutfarbstoff Hämoglobin oder dessen Derivat Methämoglobin, sondern um ein anderes Pigment handelte. Der Niederländer Barend J. Stockvis (1834–1902) war der erste, der das farbgebende Urinpigment als einen dem Hämatoporphyrin nahestehenden, damit aber nicht identischen Körper beschrieb. Andere Forscher, insbesondere Erich Salkowski (1844–1923), vertraten die Auffassung, dass tatsächlich Hämatoporphyrin vorlag.²⁰ Hämatoporphyrin, dessen Bezeichnung auf Felix Hoppe-Seyler (1825–1895), einen der Begründer der physiologischen Chemie, zurückgeht, war bereits als künstliches, bei Einwirkung von Schwefelsäure auf Hämoglobin entstehendes Abbauprodukt bekannt.²¹ Obwohl schon damals umstritten, setzte sich zunächst die Auffassung des Hoppe-Seyler-Schülers Salkowski durch – mit der Folge, dass man das „Phänomen des roten Harns“ lange Zeit als „Hämatoporphyrurie“ bezeichnete.²² Da Hämatoporphyrin später als ein reines Artefakt, das nicht in vivo vorkommt, erkannt wurde, spricht man heute korrekterweise von Porphyrinen bzw. Porphyrinurien.



Abb. 7: Sulfonal-Etikett um 1912

In den 1890er-Jahren mehrte sich das klinische Wissen über die „Sulfonal-Porphyrurie“ und es wurde bald deutlich, dass auch das generell als harmloser eingeschätzte Trional Porphyrin verursachte, wenn auch deutlich seltener.²³ Zudem erkannte man, dass das „Phänomen des roten Urins“ sogar bei Patienten, die keine Sulfone eingenommen hatten, auftreten konnte. Die Aufklärung der verwinkelten Zusammenhänge sollte zu einer Herausforderung für die Grundlagenforschung im 20. Jahrhundert werden. Sie führte in Gebiete, die hier nur pauschal angesprochen werden können. Dazu gehören die Strukturaufklärung der Porphyrine und ihre Bedeutung als Präkursoren und Abbauprodukte des Hämoglobins, die Erforschung der dabei beteiligten Enzyme, die Aufklärung erblicher Störungen des Porphyrin-Stoffwechsels, die Bedeutung des Zusammenspiels von genetischen und Umweltfaktoren für die Auslösung von akuten Porphyrinen sowie eine auf pathogenetischen Erkenntnissen beruhende klinische Systematik. Aus der Vielzahl der For-

henden, damit aber nicht identischen Körper beschrieb. Andere Forscher, insbesondere Erich Salkowski (1844–1923), vertraten die Auffassung, dass tatsächlich Hämatoporphyrin vorlag.²⁰ Hämatoporphyrin, dessen Bezeichnung auf Felix Hoppe-Seyler (1825–1895), einen der Begründer der physiologischen Chemie, zurückgeht, war bereits als künstliches, bei Einwirkung von Schwefelsäure auf Hämoglobin entstehendes Abbauprodukt bekannt.²¹ Obwohl schon damals umstritten, setzte sich zunächst die Auffassung des Hoppe-Seyler-Schülers Salkowski durch – mit der Folge, dass man das „Phänomen des roten Harns“ lange Zeit als „Hämatoporphyrurie“ bezeichnete.²² Da Hämatoporphyrin später als ein reines Artefakt, das nicht in vivo vorkommt, erkannt wurde, spricht man heute korrekterweise von Porphyrinen bzw. Porphyrinurien.

scher und Forschergruppen, die sich auf diesem Gebiet verdient gemacht haben, sei der Chemiker und Mediziner Hans Fischer (1881–1945) hervorgehoben, der an der Technischen Hochschule München wirkte und für seine Arbeiten „über den strukturellen Aufbau der Blut- und Pflanzenfarbstoffe und für die Synthese des Hämins“ 1930 den Nobelpreis erhielt. Zu den Schülern, die sein Werk fortsetzten, gehörten der Schwede Jan G. Waldenström (1906–1996) und der US-Amerikaner Cecil James Watson (1901–1983).

Nach heutiger Kenntnis ist die „Sulfonal-Porphyrrie“ am ehesten als akute intermittierende Porphyrrie (AIP) zu klassifizieren. AIP ist eine autosomal dominant vererbte Krankheit, bei der die Aktivität des Enzyms Porphobilinogen-Desaminase (PBG-D) infolge einer Gen-Mutation vermindert ist. Die meisten Träger mutierter Gene bleiben jedoch lebenslang symptomlos. Ein akuter Schub kann ausgelöst werden, wenn unter inneren oder äußeren Einflüssen die Konzentration an freiem Häm (der prosthetischen Gruppe des Hämoglobins) abnimmt. Zu diesen Faktoren gehören Fremdstoffe und Arzneimittel, die eine Induktion des Hämproteins Cytochrom P450 bewirken und damit Häm dem Häm-Pool entziehen. Dies führt kompensatorisch zu einer Anregung der Häm-Biosynthese, die aber wegen mangelnder Ausstattung mit dem für einen Zwischenschritt erforderlichen Enzym PBG-D defizitär bleibt. Dadurch reichern sich die nicht „weiterverarbeitbaren“ Metaboliten Porphobilinogen und dessen Vorstufe δ -Aminolävulinat im Körper an und werden mit dem Harn ausgeschieden. Die Rotfärbung, die bei ausgeprägter Porphobilinogenurie auftritt, ist Folge eines Autoxidationsprozesses, bei dem Porphobilin entsteht. Heute kennt man eine ganze Reihe von Arzneistoffen, die porphyrinogen sind und für Patienten mit entspre-

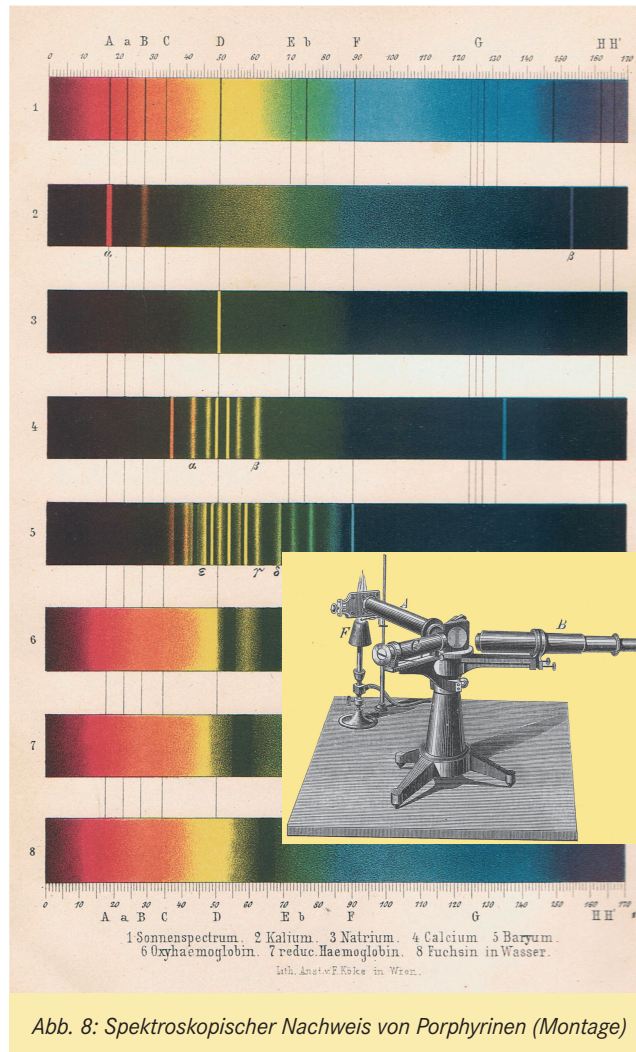


Abb. 8: Spektroskopischer Nachweis von Porphyrinen (Montage)

chender Disposition ein Gefährdungspotential bergen. Die Aufklärung der Faktoren, die in ihrem Zusammenwirken für das Auftreten individuell unterschiedlicher Reaktionen auf Medikamente verantwortlich sein können, ist ein hochaktuelles Gebiet der Arzneimittelforschung, dessen Anfänge sich bis auf die Sulfonal-Intoxikationen der 1890er-Jahre zurückführen lassen. Nach Torben K. With ist die „Sulfonal-Porphyrrie“ das erste Beispiel einer angeborenen, arzneimittel-induzierten metabolischen Störung, „the first pharmacok-provoked inborn error of metabolism“.²⁴

Toxizität und unternehmerisches Interesse

Die Sulfonal-Synthese und die Entdeckung der sedativ-hypnotischen Wirkung waren Resultate der Hochschulforschung, die umgehend in Fachzeitschriften publiziert wurden.

Der Wirkstoff war damit, jedenfalls in Deutschland, nicht patentfähig. Als die damaligen „Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer und Co., Elberfeld“ die Produktion und Vermarktung im Jahre 1888 aufnahmen, mussten sie mit Konkurrenz rechnen. Schon bald kam es zu einem massiven Preisverfall (von anfänglich 200 Mark/kg innerhalb eines Jahres auf 30 Mark/kg).²⁵ In der pharmazeutischen Presse hieß es dazu, Sulfonal sei „bereits auf den Ausverkauf angekommen“. Eine „Stabilisierung“ des Preisniveaus konnte nur im Einvernehmen mit anderen Herstellern gelingen, was Verhandlungen über eine Sulfonal-Konvention erforderlich machte. Für Bayer war es deshalb von erheblichem Interesse, über eigene schutzfähige Präparate zu verfügen, und diese fand man in Trional und Tetronal, über die man sich mit Baumann und Kast vertraglich einigen konnte. Die Sulfone gehörten bis zum Aufstieg der Barbiturat-

Hypnotika zu den umsatzstärksten Präparaten der noch jungen Arzneimittelsparte, deren erstes Produkt das von dem Bayer-Chemiker Oskar Hinsberg (1857–1939) hergestellte und 1887 von Kast geprüfte Phenacetin war. Zehn Jahre später (1897) nahm Phenacetin in einer Statistik der 11 umsatzstärksten Präparate (ohne die sogenannten Nährpräparate) den ersten Rang ein, gefolgt von Trional/Tetronal, die nicht getrennt ausgewiesen wurden, und Sulfonal an dritter Stelle; auf Phenacetin und die Sulfone entfielen jeweils ca. ein Drittel der Gesamterlöse.²⁶

Vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Bedeutung der Sulfone für Bayer wird verständlich, dass erhebliche Anstrengungen unternommen wurden, Renommee und Umsatz dieser Mittel zu fördern. Bereits 1888 versuchte Henry Th. von Böttinger (1848–1920), Unternehmensvorstand und Mitglied des Reichsgesundheitsrats, eine Aufnahme von Sulfonal in das Arzneibuch zu bewirken.²⁷ Um

die Ärzteschaft für sich zu gewinnen, bemühte man sich um externe pharmakologische Stellungnahmen und Gutachten. Andererseits gelang es in Deutschland nicht, Sulfone gegen den Willen der medizinischen Profession als Handverkaufsartikel zu lancieren und Laienwerbung dafür zu betreiben. Dies galt jedoch nicht für England und insbesondere die USA, die von Carl Duisberg (1861–1935), dem späteren Initiator und Mitbegründer der I.G. Farben-Industrie, in einem Brief an Henry Th. von Böttinger als das „Land freiheitlicher Gebräuche [...] und der Wiege der Reklame“ bezeichnet wurden.²⁸ Auch die an Ärzte gerichtete Produktwerbung wurde in Deutschland eher als aufdringlich empfunden. So liest man in einem Beitrag zur Kasuistik der chronischen Trional-Vergiftung von den „in [den] letzten 15 Jahren mit lauter Reklamen Trommel auf den ärztlichen Markt gebrachten Hypnotica“.²⁹ Mahnenden Stimmen, die schon bald nach der Ausbietung der Sulfone vernehmbar waren, wurde kaum Gehör geschenkt. Dies galt auch für Bedenken von Baumann, der Skrupel wegen eines von ihm verfassten Gutachtens für das Patentamt vorbrachte, in dem er mit seinem Lob für Trional zu weit gegangen sei.³⁰ Eher schwache Relativierungen finden sich in einer 1892 erschienenen Veröffentlichung von Kast, in der insgesamt 14, zum Teil wohl vermeidbare Todesfälle diskutiert wurden. Ziel der Arbeit

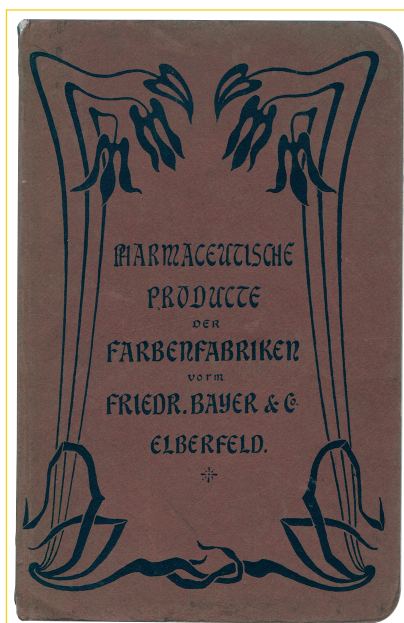


Abb. 9: Bayer-Produktkatalog, um 1903

war es, eine präzisere Fassung der speziellen Indikationen und Gegenindikationen des Sulfonals zu geben, den eventuellen Gefahren eines längere Zeit fortgesetzten Gebrauchs und der „Angewöhnung“ des Medikaments“ nachzugehen sowie die Frage der „endgültige[n] Festsetzung der arzneilich zulässigen Dosen“ und der Dosismodifikation bei längerem Gebrauch zu beantworten. Die als Hypnotikum geeignete Einzeldosis sei für Männer auf 2 Gramm, für Frauen auf 1 Gramm zu begrenzen, was im Regelfall zugleich die maximale Tagesgabe darstelle; auch sei es geboten „bei längerem Sulfonalgebrauch von Zeit zu Zeit Pausen von einem bis zu mehreren Tagen eintreten zu lassen“. Unter Beachtung der angegebenen Kautelen sei „Sulfonal ein ungefährliches Mittel“.³¹ Nicht ohne Kritik blieb auch die Praxis der rezeptfreien Abgabe von Sulfonal und Trional in den angelsächsischen Ländern, was verschiedentlich in der Fach- und Laienpresse beklagt wurde. So schrieb das „British Medical Journal“ anlässlich eines schweren Vergiftungsfalles, es sei bedauerlich, dass dem Publikum so wirkungsvolle Mittel wie Sulfonal und Antipyrin gleich packungsweise für die heimliche Selbstanwendung verkauft werden dürften.³² In ähnlicher Weise kritisierte die New York Times im Januar 1893 die leichte Zugänglichkeit, die dem Missbrauch Vorschub leiste.³³ Bis zur Ausbietung des Veronals (1903 zunächst durch Merck, dann gemeinsam mit Bayer) hatte sich ein erhebliches Wissen über mögliche Gefahren in der Anwendung von Sulfonen angehäuft. Dieses fand jedoch keinen Niederschlag in einem zu dieser Zeit von Bayer herausgegebenen Produktmanual, dessen Einband eine im floralen Jugendstil gehaltene Vignette schmückt. Das an die „Herren Aerzte und Interessenten“ gerichtete Werk zeigt einen der Toxizitätsproblematik nicht gerecht werdenden Umgang mit den Sulfonen. In der Sulfonal-Monografie liest man, „[b]ei vorsichtiger Darreichung können selbst grössere Dosen längere Zeit gegeben



Abb. 10: Bayer Produktwerbung in den USA, um 1900

werden, ohne dass irgend welche unangenehme Nachwirkungen eintreten. Der Appetit, die Verdauung, Respiration und Herzaction werden in keiner Weise schädlich beeinflusst“. Als Dosis für Erwachsene werden 1 bis 3 Gramm angegeben. Den Monografien von Sulfonal und Trional sind jeweils positiv ausfallende Erfahrungsberichte von Klinikern beigelegt. Nur einmal sei „trotz sehr ausgedehnter, vieljähriger Anwendung von Trional [...] eine flüchtige und folgenlose Andeutung von Hämatorporphyrinurie“ zu Gesicht gekommen; ein die Kumulationsgefahr berücksichtigendes Einnahmeschema wird nirgends erwähnt.³⁴

Umwelttoxizität und Emissionsvermeidung

Die Teerfarbenfabrikation an Wupper, Rhein und Main galt wegen der damit verbundenen Geruchsentwicklung und Wasserverschmutzung als erheblich belästigend und gesundheitswidrig. Dies führte nicht selten zu Konflikten mit der Bevölkerung und den Behörden, die auch gerichtlich ausgetragen werden mussten. Ein adäquates Bewusstsein für die von der Produktion ausgehenden Gefährdungen gab es noch nicht. Zum Selbstverständnis der verantwortlichen Chemiker gehörte vielmehr ein eher nonchalanter Umgang mit Risiken, wofür man durch das „heroische“ Überstehen von Laboratoriumszwischenfällen während des Studiums vorgeprägt war. So berichtete Carl Duisberg, wie er eine Blausäureintoxikation überstand, einen ohnmächtigen Kollegen mit einer H₂S-

Vergiftung rettete, selbst eine Vergiftung davontrug und ihm das alles weniger gefährlich erschien als die Alkohol- und Nikotinvergiftungen, die er als Student mehrfach durchzumachen hatte.³⁵

Ähnliche Probleme wie in der Teerfarbenindustrie zeigten sich auch in der aus ihr heraus entstandenen pharmazeutisch-chemischen Industrie. Im Fall der Sulfone kamen die Besonderheiten der Schwefelchemie hinzu. Thiole (Thioalkohole, Mercaptane) zeichnen sich durch ihren besonders widerwärtigen Geruch aus. Das für die Synthese der Sulfone erforderliche Ethylmercaptan ist unter anderem hepato- und neurotoxisch, umweltgefährdend und gehört zu den übelst riechenden Substanzen überhaupt. Die Probleme, die sich mit der Herstellung der Mercaptane ergaben, wurden vielfach in Festschriften und Werksgeschichten beschrieben, die bis in jüngste Zeit das anekdotische Moment betonten.³⁶

Nach der Produktionsaufnahme am Standort Barmen kam es bald zu Beschwerden wegen des „furchtbaren Katzengeruchs“, und es bildete sich eine Initiative von Bürgern, die per Unterschriftenliste die Einstellung der Fabrikation verlangten. Zunächst wurde versucht, auf chemischem Weg der Geruchsproblematik Herr zu werden, indem man die Mercaptan-haltige Abluft einer Gaswäsche mit Natronlauge unterzog und die Ablauge in die Wupper einleitete. Da aber eine unterhalb gelegene Färberei ihre sauren Abwässer in den Fluss abließ, wurden die Mercaptane dort wieder freigesetzt. Es ist bemerkenswert, dass dieser Zusammenhang von der Bürgergruppe eruiert wurde. Nach polizeilichem Produktionsverbot musste die Herstellung in das benachbarte Haan verlegt werden. Auch dort häuften sich die Proteste und es wurde kolportiert, sogar der in der Gegend erzeugte Honig habe den Mercaptan-Geruch angenommen. Eine erneute Produktions- (und Emissions-)verlagerung wurde erforderlich, für die ein Standort in einem dünn besiedelten ländlichen Gebiet gesucht wurde. Diesen fand man in Schelploh, einem Ort in der südlichen Lüneburger Heide.³⁷ Dort wurde 15

Jahre lang produziert, bis ein Brand die Werksanlage zerstörte. Abhilfe schafften letztlich verbesserte, den inzwischen gestiegenen Anforderungen der Verfahrenstechnik genügende Produktionsmöglichkeiten am neu errichteten Bayer-Standort Leverkusen. Auch wurde ein Patent auf eine Synthese erhalten, bei der intermediär entstehendes Mercaptan „in situ“ zum Mercaptol reagiert.³⁸

In einem Festvortrag, den Duisberg als Vorsitzender des Vorstandsrates auf der Hauptversammlung des Deutschen Museums 1911 in München hielt, wurden die Schwierigkeiten, denen man sich bei der Produktion der Sulfone gegenüber sah, mithilfe einer überaus metaphorischen Sprache rationalisiert, wie nachfolgendes Zitat

die Einöde der Lüneburger Heide zu flüchten, um das Verlangen der Kranken nach dem ersehnten Ruhemittel, dem Sulfonal und Trional zu stillen. Heute haben wir diesen Riesen gebändigt. Kunstvoll ersonnene Apparaturen gestatten uns die Handhabung dieses Produktes mitten in unseren Fabriken, ohne in Konflikt mit der hohen Obrigkeit und den Nasen unserer lieben Mitmenschen zu geraten.“³⁹

Umgang mit Risiken: Arzneimittelrechtliche Aspekte

Vor dem Hintergrund der Neuartigkeit synthetischer Arzneimittel und der generell problematischen, zu Missbrauch verleitenden Indikation als Schlaf- und Beruhigungsmittel verwundert es nicht, dass rechtliche Regelungen zum Verkehr mit den Hypnotika der Sulfon-Gruppe getroffen wurden. Nach der dritten Ausgabe des Arzneibuchs für das Deutsche Reich (DAB 3) von 1890 war Sulfonal „vorsichtig“, d. h. getrennt von den sogenannten indifferenten Mitteln aufzubewahren und als „Separandum“ mit roter Schrift auf weißem Grund zu kennzeichnen.⁴⁰ Mit dem dazu ergangenen Erlass vom 4. Dezember 1891 über „Vorschriften betreffend die Abgabe starkwirkender Arzneimittel, sowie die Beschaffenheit und Bezeichnung der Arzneigläser und Standgefäße in den Apotheken“ wurde geregelt, dass Sulfonal nur auf ärztliche Verschreibung ausgehändigt werden durfte und somit nicht für den Handverkauf zur Verfügung stand.⁴¹ Schließlich bestimmte die „Kaiserliche Ver-

ordnung betreffend den Verkehr mit Arzneimitteln“, dass Sulfonal, Methylsulfonal (Trional) und Tetronal „ausserhalb der Apotheken nicht feilgehalten oder verkauft werden [dürfen]“.⁴²

Den im Laufe der 1890er Jahre sich verdichtenden Berichten über Nebenwirkungen und toxische Effekte wurde nur zögerlich durch Reduktion der Maximaldosen Rechnung getragen. Als die Sulfone letztmals 1926 in das Deutsche Arzneibuch aufgenommen

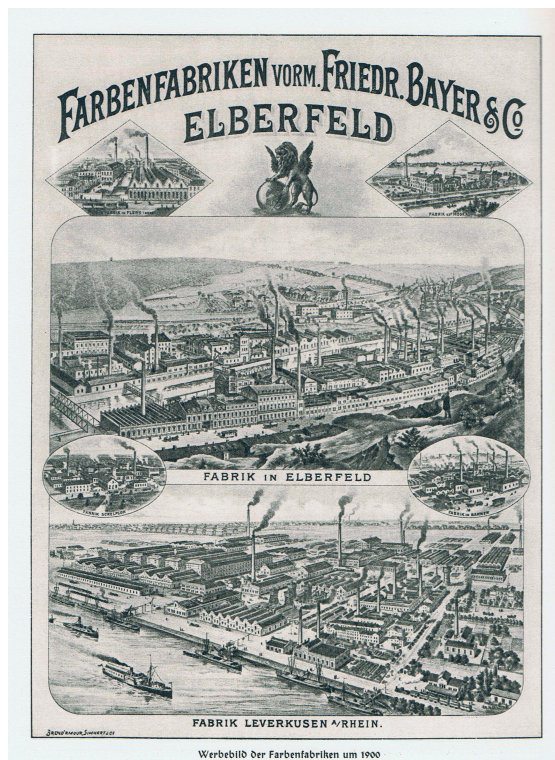


Abb. 11: Bayer-Standorte um 1900

zeigt: „Vom Alkohol, dem Prinzip des edlen Weines, ausgehend, auf dem Wege über das Mercaptan, erhält man die Schlafmittel Sulfonal und Trional [...]. Ihre Vorstufe, das Mercaptan, ein Abkömmling des Schwefelwasserstoffs, verbreitet einen solchen pestilenzartigen Geruch, daß in der ersten Zeit der Darstellung ganze Bezirke in Aufruhr geraten sind und die Polizei die Stätten schließen mußte, wo es verbreitet wurde. [...] Wir Elberfelder waren daher gezwungen, in

Tab. 1: Maximaldosen nach Deutschem Arzneibuch (Methylsulfonal = Trional)

Pharmakopöe	Monografie	Max. Einzeldosis (g)	Max. Tagesdosis (g)
DAB 3 (1890)	Sulfonal	4	8
DAB 4 (1900)	Sulfonal, Trional	2	4
DAB 5 (1910)	Sulfonal, Methylsulfonal	2	4
DAB 6 (1926)	Sulfonal, Methylsulfonal	1	2

wurden, waren sie als Arzneimittel außerhalb des Bereichs der Psychiatrie schon weitgehend obsolet.⁴³ In der British Pharmacopoeia findet sich letztmalig in der Nachkriegsausgabe von 1948 eine Sulfonal-Monografie.⁴⁴ Bemerkenswert ist, dass Sulfonal und Methylsulfonal (Trional) nach der Arzneimittelverschreibungsverordnung (AMVV) vom 21.12.2005 auch heute noch unter den Arzneimitteln aufgeführt sind, die auf ärztliche Verordnung abgegeben werden dürfen, obwohl solche Präparate längst nicht mehr hergestellt werden.⁴⁵ Die letzte, in einem 1949 erschienenen Repertorium aufgefundene Arzneispezialität war „Ubodorm“, ein Methylsulfonal, „Aspirin-Ersatz“ und Phenacetin enthaltendes Mischpräparat der Chemischen Werke Aubing.⁴⁶

Missbrauchte Toxizität: Kranken- und Behindertenmorde

Über beabsichtigte Vergiftungen mit Sulfonen wurde in der Zeit, in der sie die meist gebrauchten Hypnotika darstellten, nur vereinzelt berichtet. Die erforderlichen hohen Dosen und

deren schwer vorhersagbaren Auswirkungen ließen sie für solche Zwecke wenig geeignet erscheinen. Während der NS-Zeit wurde dennoch menschenverachtender Gebrauch vom toxischen Potenzial dieser Pharmaka gemacht. Das abgründigste Kapitel der Geschichte der Sulfone begann, nachdem das heute unter der Bezeichnung „Aktion T4“ bekannte Programm zur systematischen Ermordung Kranker und Behinderter eingestellt wurde. („T4“ bezieht sich auf die Adresse Tiergartenstraße 4 in Berlin, dem Ort, von wo aus die Aktion zentral gesteuert wurde.) Mit der Einstellung des Programms hörte das Morden jedoch nicht auf. Es folgte die Phase der sogenannten „dezentralen“ oder „wilden Euthanasie“, in der die Tötungen in den psychiatrischen Anstalten oder Pflegeeinrichtungen gewissermaßen im klinischen Rahmen stattfanden und so besser vertuscht werden konnten; auch wurde die „Kinder-Euthanasie“ fortgeführt. Zu den Tötungsmethoden gehörte Nahrungsentzug („Hungerkost“ über mehrere Tage) bei gleichzeitiger Gabe nicht indizierter Medikamente, insbesondere sedativ-hypnotischer Mittel wie Luminal (Phenobarbital)

und Trional in leichter Überdosierung. Unter diesen Bedingungen erlagen die geschwächten Menschen auftretenden Komplikationen, beispielsweise Herz- und Kreislaufschwäche oder Lungenentzündung, die als natürlicher Tod ausgegeben werden konnten. Die Verwendung von Trional, das noch zum Medikamentenbestand psychiatrischer Anstalten gehörte, ist für eine Reihe von Einrichtungen, darunter die hessischen Anstalten Eichberg und Hadamar, belegt.⁴⁷

Sulfonalum. — Sulfonal.
Farblose, geruchlose, geschmacklose, prismatische Krystalle, in der Wärme vollkommen flüchtig, mit 500 Theilen kaltem, 15 Theilen siedendem Wasser, mit 65 Theilen kaltem, 2 Theilen siedendem Weingeiste, ebenso mit 135 Theilen Aether neutrale Lösungen gebend. Schmelzpunkt bei 125 bis 126°. Wird 0,1 g Sulfonal mit gepulverter Holzkohle im Probirrohre erhitzt, so tritt der charakteristische Mercaptangeruch auf. Beim Lösen in siedendem Wasser (1 = 50) darf sich keinerlei Geruch entwickeln.
Diese wässrige Lösung darf, nach dem Erkalten filtrirt, weiter durch Baryumnitrat-, noch durch Silbernitratlösung verändert werden.
1 Tropfen Kaliumpermanganatlösung darf durch 10 cem obiger Lösung nicht sofort entfärbt werden.
Vorsichtigig aufzubewahren.
Größte Einzeldosis 4,0 g.
Größte Tagesgabe 8,0 g.

Abb. 12: Sulfonal-Monografie, DAB 3 (1890)

Zusammenfassung

Den Hypnotika der Sulfon-Reihe kommt als frühen Vertretern synthetischer Wirkstoffe eine Vorreiterrolle zu. Diese betrifft die erstmalige umfassende Nutzung der Möglichkeiten einer aufkommenden modernen Arzneimittelforschung, sie betrifft aber auch die Probleme, die sich in der Zeit ihrer Verbreitung als Arzneimittel herausstellen und die sich unter dem Toxizitätsbegriff subsumieren lassen. Der hier gewählte Ansatz einer Fallstudie zur Arzneimitteltoxizität fokussiert auf handelnde und betroffene Personen und Institutionen. Er zeigt zeitgebundene Verhaltenswei-



Abb. 13: Sulfonal-Standgefäß, Norsk Folkemuseum, Oslo

sen und verdeutlicht, dass der Umgang mit den Problemen und Risiken der neuartigen synthetischen Arzneimittel erst noch erlernt werden musste. Dies gilt für Patienten und Ärzte ebenso wie für Hersteller und den Gesetzgeber. Der Ansatz macht aber auch zeitunabhängige, generalisierbare Problemlagen sichtbar und lädt insoweit zu Vergleichen ein. Erinnert wird an die dunkle Seite unter dem „Diktat der Menschenverachtung“.⁴⁸

Anmerkungen

¹ Eugen Baumann: Ueber Verbindungen der Aldehyde, Ketone und Ketonsäuren mit den Mercaptanen. In: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 18 (1885), 883–892, ders.: Ueber Disulfone. In: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 19 (1886), 2806–2814.

- 2 Alfred Kast: Sulfonal, ein neues Schlafmittel. In: Berliner klinische Wochenschrift 25 (1888), 309–314.
- 3 Ottomar Rosenbach: Ueber Sulfonal und Amylenhydrat. In: Berliner klinische Wochenschrift 25 (1888), 481–482.
- 4 William J. Smith: Ueber das physiologische Verhalten des Sulfonals. In: Zeitschrift für Physiologische Chemie 17 (1893), 1–7.
- 5 Eugen Baumann / Alfred Kast: Ueber die Beziehungen zwischen chemischer Constitution und physiologischer Wirkung bei einigen Sulfonen. In: Zeitschrift für Physiologische Chemie 14 (1890), 52–74. – Fritz Baum: Zur Theorie der Alkoholkonarkose. Zweite Mittheilung. Ein physikalisch-chemischer Beitrag zur Theorie der Narcotica. In: Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie 42 (1899), 119–137.
- 6 Oswald Schmiedeberg: Grundriss der Pharmakologie in Bezug auf Arzneimittel lehre und Toxikologie. 7. Aufl. Leipzig 1913, S. 50–52.
- 7 Louis Lewin: Die Nebenwirkungen der Arzneimittel. Pharmakologisch-klinisches Handbuch. 3. Aufl. Berlin 1899, S. 117.
- 8 Joachim Radkau: Das Zeitalter der Nervosität. München 1998.
- 9 Henry F. Ellenberger: Die Entdeckung des Unbewussten. Bern 1973, S. 344–346.
- 10 Correspondance de Marcel Proust. Texte établi, présenté et annoté par Philip Kolb. Bd. 2. Paris 1976, S. 340.
- 11 Dominique Mabin: Le sommeil de Marcel Proust. Paris 1992, S. 69–73. S. auch Brief Prousts an Hélène de Caraman-Chimay vom 2. Okt. 1904 [Brief zu Tetronal]. http://proustien.over-blog.com/pages/DOSSIER_Une_desastreuse_automedication-2479334.html.
- 12 Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Sodom und Gomorrha. Frankfurter Ausgabe, hrsg. v. Luzius Keller. Werke II, Band 4, Frankfurt 1999, S. 528–531.
- 13 Correspondence de Marcel Proust [wie Anmerkung 10], S. 129–131.
- 14 Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. München 2005, S. 253f.
- 15 Ernst Saam: Ueber Bromural. In: Pharmazeutische Zentralhalle, 48 (1907), 143; Deutsches Reichspatent Nr. 185962, Firma Knoll & Co. 1906.
- 16 Horst Baier/Mario Rainer Lepsius/Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): Max Weber-Gesamtausgabe. Tübingen 1984 ff. Hier: Abteilung II Bd. 5. Briefe 1906–1908. S. 478 u. 183 sowie Bd. 6. Briefe 1909–1910, S. 350.
- 17 Sigmund Freud: Die Traumdeutung. Erstveröffentlichung 1900. Hier: GW Bd. II/III. S. 100–126.
- 18 Peter Voswinkel: Der Fall Mathilde S.: Eine akute Porphyrie. In: Arzt und Krankenhaus (1988), Heft Nr. 5, 177–185. – Adolf F. Jolles: Ueber das chemische Verhalten der Harne nach Sulfonal-Intoxication. In: Internationale klinische Rundschau 5 (1891), Sp. 1913–1916, Sp. 1953–1959.
- 19 Adolf F. Jolles: Ueber das Verhalten der Harne nach Sulfonalintoxication. In: Pharmaceutische Post 24 (1891), 1123–1128.
- 20 Olof Hammarsten: Lehrbuch der Physiologischen Chemie. Wiesbaden 1907, S. 648f.
- 21 Hans Thierfelder: Felix Hoppe-Seyler. Stuttgart 1926, S. 11–13.
- 22 Ernst Salkowski: Ueber Vorkommen und Nachweis des Hämatoporphyrins im Harn. In: Zeitschrift für Physiologische Chemie 15 (1891), 286–309.
- 23 Alex Ellinger/Otto Riesser: Zur Kenntniss des im Harn nach Trionalvergiftung auftretenden Porphyrins. In: Hoppe-Seyler's Zeitschrift für physiologische Chemie 98 (1916–17), 1–11.
- 24 Torben K. With: Acute porphyria: Toxic and genuine in the light of history. A re-evaluation of sulphonal-trional porphyria, the first pharmakon-provoked inborn error of metabolism. In: Danish Medical Bulletin 18 (1971), 112–121; s. auch ders.: A short history of porphyrins and the porphyrias. In: International Journal of Biochemistry 11 (1980), 189–200. – Petro E. Petrides: Die akute intermittierende Porphyrie. In: Deutsches Ärzteblatt 94 (1997), A4307–A3412. – Shigeru Sassa: Gene-environmental interactions: lessons from porphyria. In: Environmental Health and Preventive Medicine 7 (2003), 254–263.
- 25 N.N.: In: Pharmaceutische Zeitung für Russland. Rubrik Tagesgeschichte. 29 (1890), 16.
- 26 Wolfgang Wimmer: „Wir haben fast immer was Neues“. Gesundheitswesen und Innovationen der Pharma-Industrie in Deutschland, 1880–1935. Berlin 1994, S. 120 [Berechnung aus Daten Bayer-Archiv].
- 27 Beatrix Bäumer: Von der physiologischen Chemie zur frühen biochemischen Arzneimittelforschung: Der Apotheker und Chemiker Eugen Baumann (1846–1896) an den Universitäten Strassburg, Berlin, Freiburg und in der pharmazeutischen Industrie. Braunschweig 1996, S. 196.
- 28 Brief Duisbergs an Böttinger vom 23. April 1889, Bayer-Archiv, vgl. Wimmer [wie Anm. 26], S. 118.
- 29 N. Gierlich: Beitrag zur Casuistik der chronischen Trionalvergiftung. In: Neurologisches Centralblatt 15 (1896), 770–773; zitiert nach With, A short history [wie Anm. 24], S. 190.
- 30 Brief von Carl Duisberg an Henry Th. Böttinger vom 14. Februar 1889, Bayer-Archiv, vgl. Wimmer [wie Anm. 26], 114.
- 31 Alfred Kast: Zur Kenntniss der Sulfonalwirkung. In: Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie 31 (1892), 69–84.
- 32 R. Percy Smith: A case in which 300 grains of sulphonal were taken in two doses. In: British Medical Journal Nr. 2037 (1900), 136.
- 33 N.N.: Careless use of drugs. In: The New York Times, 29. Januar 1893.
- 34 NN: Pharmaceutische Produkte der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. Elberfeld (o.J., ca. 1903), 12–18 u. 19–30.
- 35 Anne Nieberding: Unternehmenskultur im Kaiserreich. J. M. Voith und die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer. München 2003, S. 49.
- 36 Hermann Pinnow: Werksgeschichte. Der Gefolgschaft der Werke Leverkusen, Elberfeld und Dormagen zur Erinnerung an die 75. Wiederkehr des Gründungstages der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. gewidmet von der I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft. München 1938, S. 88f. – NN: Fünfzig Jahre Bayer Arzneimittel 1888–1938. Leverkusen (o.J., 1938), 17–19. – Hans Schadowald/Frank-Joachim Morich: 100 Jahre Pharmakologie bei Bayer 1890–1990. Leverkusen 1990, 17.
- 37 Kurt W. Seebo: Chemie in der Südheide. Das Zweigwerk Schelploh der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld, 1888–1904. Heft 2. Aus der Geschichte der Samtgemeinde Eschede, Celle 1987.
- 38 Deutsches Reichspatent Nr. 46333. Referiert in: Hermann Hager/Bernhard Fischer/Carl Hartwich (Hrsg.): Kommentar zum Arzneibuch für das Deutsche Reich, Dritte Ausgabe. Bd. 2. Berlin 1892, S. 597–600.
- 39 Carl Duisberg: Die Wissenschaft und Technik in der chemischen Industrie mit besonderer Berücksichtigung der Teerfarbenindustrie. Zeitschrift für angewandte Chemie 25 (1912), 3–14; zitiert nach Klaus R. Lehmann: Formationen von „Fortschritt“. Die Entwicklung von Naturformaten im chemischen Raum (zwischen 1882 und 1919). Nat. wiss. Diss. Bonn 2005, S. 45.
- 40 Arzneibuch für das Deutsche Reich. 3. Ausgabe (Pharmacopoea Germanica, editio III.). Berlin 1890, S. 296.
- 41 Sigismund Feldhaus: Die Apotheker-Gesetze in Preussen. 2. Aufl. Münster 1894, S. 60f.
- 42 Kaiserliche Verordnung betreffend den Verkehr mit Arzneimitteln“ vom 22. Oktober 1901.
- 43 Gehes Codex der pharmazeutischen und organotherapeutischen Spezialpräparate. Dresden 1937, S. 1642.
- 44 The General Council of Medical Education and Registration of the United Kingdom (Hrsg.): The British Pharmacopoeia 1948. London 1948, S. 507.
- 45 Verordnung über die Verschreibungspflicht von Arzneimitteln (Arzneimittelverschreibungsverordnung - AMVV) vom 21. Dezember 2005 (BGBl. I S. 3632).
- 46 Erich Aye: Arzneispezialitäten nach Indikationsgebieten. Stuttgart 1949, S. 198.
- 47 Peter Sandner: Verwaltung des Krankenmordes. Der Bezirksverband Nassau im Nationalsozialismus. Gießen 2003. S. 569f u. 623 sowie Urteil Landgericht Frankfurt/M. Lfd.Nr. 017a: LG Frankfurt am Main vom 21.3.1947, 4 KLS 7/47.
- 48 Alexander Mitscherlich / Fred Mielke: Das Diktat der Menschenverachtung. Heidelberg 1947. [Erstfassung der später unter dem Titel „Medizin ohne Menschlichkeit“ herausgegebenen Dokumentation des Nürnberger Ärzteprozesses].

Anschrift des Verfassers:

Dr. Klaus Mayer
Am Damsberg 114
55130 Mainz
KMayer45@t-online.de

WIR STELLEN VOR

Die Apotheker, Ärzte und Naturwissenschaftler der Familie Pappenheim-Mühsam

→ Mit dem Familiennamen Mühsam wird in intellektuellen Kreisen vorwiegend der Vorname Erich (1878–1934) verknüpft. Dass der gelernte Apothekergehilfe, Linksanarchist, Dichter und Protagonist der Münchener Räterepublik späterhin der bekannteste Abkömmling der Familie Mühsam werden würde, wäre für seinen Vater, den kaisertreuen Lübecker Apotheker Siegfried Seligmann Mühsam (1838–1915), un-

Von Anne Kerber und Frank Leimkugel*, Ribnitz-Damgarten und Mülheim/Ruhr

vorstellbar gewesen. Als viertes und jüngstes Kind des angesehenen jüdischen Bürgerschaftsabgeordneten geboren, war Erich dazu auserkoren, die väterliche St. Lorenz- Apotheke zu übernehmen. Doch er rebellierte früh gegen den strengen Vater, die Schule und das Bürgertum insgesamt. Die Vater-Sohn-Beziehung war bis zum Tode des Vaters von leidenschaftlicher Hassliebe und finanzieller Abhängigkeit geprägt.¹

Das hier vorgestellte Forschungsprojekt legt den Fokus indes nicht auf Erich, sondern, ausgehend vom Vater Siegfried, der erstmals selbst einen ausführlichen Stammbaum nebst Namensgeschichte vorgelegt hatte, auf weitere Mitglieder der weitverzweigten Familie. Insbesondere Leben und Werk Hans Mühsams (1876–1958), eines engen Freundes Albert Einsteins, ist ein Hauptthema dieses kollektivbiographischen Dissertationsprojekts zur Akademisierung einer jüdischen Familiendynastie. Einst hatte Siegfrieds Vorfahr Pincus Seligmann Pappenheim, den Friedrich II nach einer lebensrettenden Heldentat im Österreichisch-Preussischen Krieg 1757 persönlich belobigt hatte, mit großem Nachdruck unter Hilfestellung „seines“ Königs als erster Jude beim örtlichen Magistrat um die berufliche Niederlassung im schlesischen Ort Pitschen gekämpft. Wegen der langjährigen mühseligen

* Frau Prof. Habrich mit herzlichen Geburtstagswünschen zugeeignet!



Abb. 1: Erich Mühsam (1878–1934)

Bemühungen – das Ehepaar Pappenheim hatte sich zweimal zu Fuß aus Schlesien zur Audienz nach Berlin begeben – verließ der preußische König Pincus anstelle des Herkunftsnamens „Pappenheim“ im Jahre 1785 den bürgerlichen Namen „Mühsam“.² Das janusköpfige Verhältnis Siegfrieds zu seiner jüdischen Herkunft

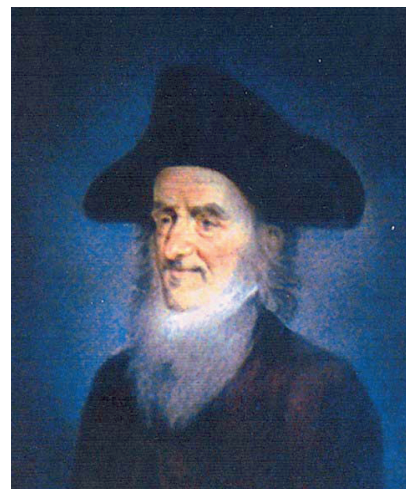


Abb. 2: Pincus Seligmann Pappenheim Mühsam (1737–1807)

spiegelt sich bereits in seinen Vornamen wider: Seine Eltern wählten Siegfried als urdeutschen Vornamen schlechthin und Seligmann im Andenken an seinen Urahn Pincus Seligmann Pappenheim. Siegfried hatte bereits als Soldat im Feldzug gegen Österreich 1866 erfahren müssen, dass man ihm aufgrund seiner jüdischen Herkunft eine ihm zustehende Kriegsauszeichnung verwehrte, so dass er fortan eine Balance zwischen Assimilation und Traditionsbewusstsein zu halten suchte. Dies schlug sich, wie es der Religionswissenschaftler Schalom Ben Chorin formuliert, im Zelebrieren des christlich-jüdischen Hybrids „Weihnukka“ (Kunstwort aus Weihnachten und Chanukka) nieder. Dies bestätigt sein Neffe, der Schriftsteller und Jurist Paul Mühsam (1876–1960), der aus gesundheitlichen Gründen einige Zeit bei seinem Onkel an der Ostsee verbracht hatte, in seinen Memoiren: „Zu dem Haushalt gehörten ein Dienstmädchen und ein Kinderfräulein, und bei Tisch waren wir neun Personen. Es aßen außer den Kindern und mir auch die zwei Provisoren mit, wie das damals noch üblich war. Es lag in der Zeit begründet, dass mein Onkel nach außen hin wenig von seinem Judentum zur Schau trug. Er war keineswegs der Typ des Assimilationsjuden, der sein Judentum geflissentlich zu verbergen suchte – dazu war er eigentlich viel zu sehr mit jüdischer Familientradition verbunden – aber er legte der Allgemeinheit gegenüber keinen Wert darauf, sondern versuchte sich in die



Abb. 3: Rosalie Mühsam (geb. Cohn), Margarete, Erich, Hans, Charlotte u. Siegfried Mühsam (v.li.n.re.)

christliche Umwelt einzugliedern. Das Feiern des Weihnachtsfests mit Christbaum und Geschenken war selbstverständlich, und in Gegenwart des Personals wurde alles Jüdische, selbst das Wort Jude, ängstlich vermieden. In religiöser Beziehung war er liberal und freigeistig eingestellt. Unbedenklich ließ er mich am christlichen Religionsunterricht teilnehmen. Wie sehr er trotzdem an seiner jüdischen Vergangenheit hing, zeigte sich später in dem von ihm verfassten, mit viel Humor geschriebenen Buch ‚Die Killeberger in Killeberg‘, womit die Bewohner seines Geburtsortes Landsberg gemeint waren“.³ Siegfried Mühsam hatte es gegen den

Willen seines Vaters, eines Kaufmanns, mit Unterstützung einer Tante durchgesetzt, das Gymnasium zu besuchen, um späterhin Pharmazie in Königsberg zu studieren. Er erhielt die Bestallung im Jahre 1866, als es für Juden noch nicht alltäglich war, den Apothekerberuf zu ergreifen. Nach dem Österreichisch-Preussischen Krieg übernahm er eine Apotheke in Tilsit, bevor es ihn ins liberale Berlin zog, wo er die Adler-Apotheke in der Brunnenstraße erwarb. Im Jahre 1878 zog die Familie zur Übernahme der St. Lorenz-Apotheke nach Lübeck, wo die Familie schließlich sesshaft wurde. Mühsam trat als Verfasser eines „Apotheken-

Manuals“⁴ auch fachschriftstellerisch in Erscheinung und engagierte sich in der Prüfungskommission für „Apothekergehülften“, in der Lübecker Bürgerschaft sowie in der Freimaurerloge „zur Weltkugel“. Nach dem Verkauf der St. Lorenz-Apotheke im Jahre 1895 übernahm Mühsam das Amt eines Apothekenrevisors. Seiner Majestät Untertan starb 1915, noch bevor Kaiser Wilhelm Deutschland verlassen musste.

Dem ältesten Sohn Hans, einem sozial engagierten und zionistisch gesinnten Mediziner, oblag es 1933, seinen Bruder Erich nach dessen angeblichem Selbstmord im KZ Sachsenhausen zu identifizieren und die erlittene Folter festzustellen. Hans Mühsam berichtete von der Inaugenscheinnahme:

„Die tiefen Strangulationsmerkmale am Hals, die sehr stark blutunterlaufen waren [...], bewies[en], dass der Tod durch Erwürgen oder Erhängen verursacht war und dass nicht etwa die Leiche nach vorhergehendem Tod aufgehängt war. Als ich in dem darüber gelegenen Restaurant telefonierte, trat ein SA-Mann auf mich zu und sagte ‚Das sind wir nicht gewesen, das hat die bayerische SS gemacht‘“.⁵ Hans Günther Mühsam wurde am 15. Juli 1876 in Berlin geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Lübeck. Trotz der Assimilationsbemühungen Siegfrieds gab es in Lübeck eine strikte gesellschaftliche Trennung zwischen Juden und Nichtjuden. Hans wurde der Schulbesuch durch antisemitische Mitschüler vergrößt, die „von ihm abrückten, die sich die Nase zuhielten, wegen

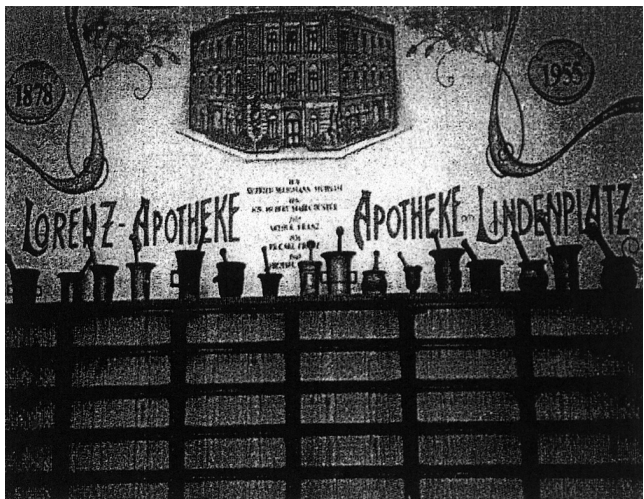
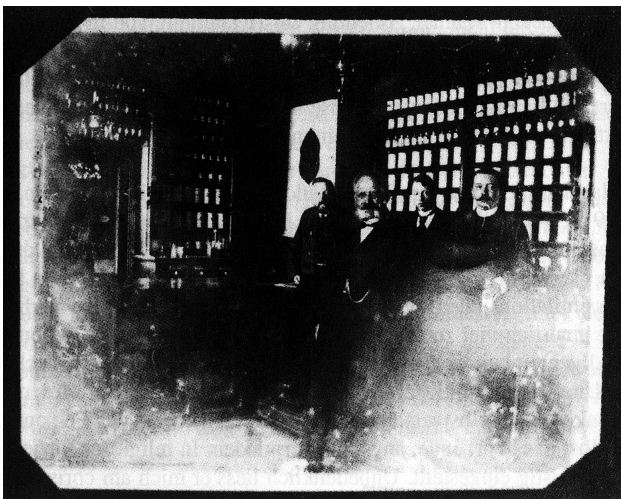


Abb. 4: St. Lorenz-Apotheke, heute Apotheke am Lindenplatz, um 1890



Abb. 5: Mühsam'sche Familienchronik samt Stammbaum

„Knoblauchgeruch“ und ihn in jeder Weise bis zu seinem Abgang quälten“.⁶ Nach Aussagen seiner Schwester Charlotte war Hans jähzornig, weichherzig, fleißig und gewissenhaft. Eigentlich hätte er lieber Mathematik oder Astronomie studiert, doch seine Eltern überzeugten ihn vom Medizinstudium. Die ersten Semester studierte Hans in Berlin und nahm des Öfteren die Gelegenheit wahr, seinen gleichaltrigen Cousin Paul⁷ zu treffen. Dieser berichtet: „Die Abende verbrachte ich meist mit meinem Vetter Hans Mühsam, der nur dieses eine Semester in Berlin studierte, um im nächsten nach Kiel zu gehen. Dieser natürliche, ganz wesentliche, prachtholle Mensch war mir immer ein lieber Freund, mit dem ich mich gut vertrat und viele anregende juristische und mehr noch medizinische Gespräche führte. Er war Naturwissenschaftler und Mediziner mit Leib und Seele, und unsere biologischen Erörterungen, die mich ganz außerordentlich fesselten, haben mich sehr in meiner weltanschaulichen Entwicklung gefördert“.⁸ Im Jahre 1900 erhielt Mühsam die medizinische Approbation und übernahm eine Stelle am Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder und heiratete die beste Freundin seiner Schwester, Minna Adler

(1883–1968). Deren Vater, Ephraim Adler (1855–1910), war der erste jüdische Mediziner Lübecks und als Sohn des Lübeck-Moislinger Rabbis orthodoxes Mitglied der örtlichen israelitischen Kultusgemeinde. Im Gegensatz zur Familie Mühsam wurde bei den Adlers die Religion praktiziert, und Ephraim Adler sah durchaus Beziehungen zwischen mosaischem Glauben und dem Beruf des Mediziners. So referiert er im posthum publizierten Beitrag zur Festschrift anlässlich des 40. Rabinatsjubiläums seines Schwagers, des Lübecker Rabbiners Salomon Carlebach, am 16. Juli 1910 zum Thema „Die Bedeutung der Juden in der Medizin“:

„...wenn irgendetwas geeignet ist, den Menschen mit der höchsten Verehrung, mit der freudigsten Begeisterung für die ärztliche Wissenschaft zu entflammen, so sind es die wenigen, aber inhaltsvollen Worte der Schrift: „Ich, der ewige, bin dein Arzt““.⁹ Hans Mühsam hingegen präferierte das soziale Engagement in einer zionistisch geprägten Gruppe russischer Flüchtlinge, die ihn als **deutschen**

Juden zum Vorsitzenden des „Jüdischen Volksvereins“ wählte. Auch er beteiligte sich an der oben genannten Festschrift für den Onkel, in der er in Form eines Rechenschaftsberichts über das Wirken des Berliner „Jüdischen Volksvereins“ berichtete. In seiner Programmatik verstand sich der Zusammenschluss als „[...] unabhängige Vereinigung in- und ausländischer Juden von bewusst jüdischer Gesinnung mit dem Zweck, durch praktische Hilfsarbeit auf so-

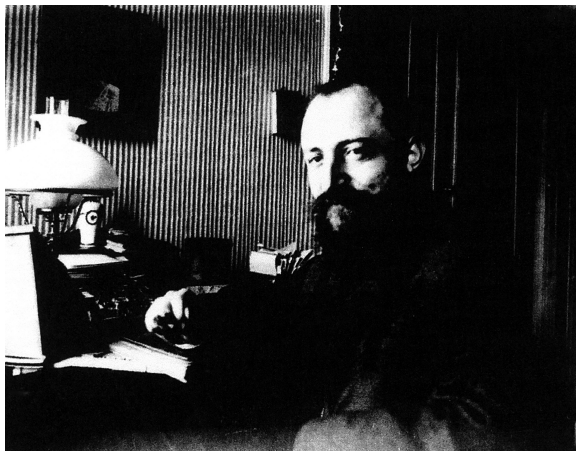


Abb. 7: Hans Mühsam (1876–1957)

cialem Gebiete den hier ansässigen und durchwandernden Juden brüderlich beizustehen“.¹⁰ So wurde mit einigen Gasthäusern im ostjüdischen Viertel Berlins, der damaligen Grenadierstrasse, Vereinbarungen zur Verhinderung von Übervorteilungen getroffen, die sich in folgendem Plakat niederschlugen: „Dieses Hotel untersteht der Kontrolle des jüdischen Volksvereins. Es ist dem Wirte verboten, direkte Bezahlung von den Gästen anzunehmen, die Bezahlung erfolgt nur durch den jüdischen Volksverein“.¹¹ Mühsam erweiterte sein zionistisches Engagement auf die Mitgliedschaft in der Zionistischen Organisation und wirkte hier insbesondere als Vorstandsmitglied der 1913 gegründeten „Gesellschaft jüdischer Naturwissenschaftler und Ärzte für sanitäre Interessen in Palästina“. Der Verein hatte sich die Aufgabe gestellt, für die Verbesserung der sanitären Zustände im jüdischen Siedlungsgebiet des osmanisch regierten Palästina zu wirken. Die medizinische Versorgung der Olim (hebr. Neueinwanderer) konnte mit der Geschwindigkeit der Besiedelung nicht mithalten, zumal

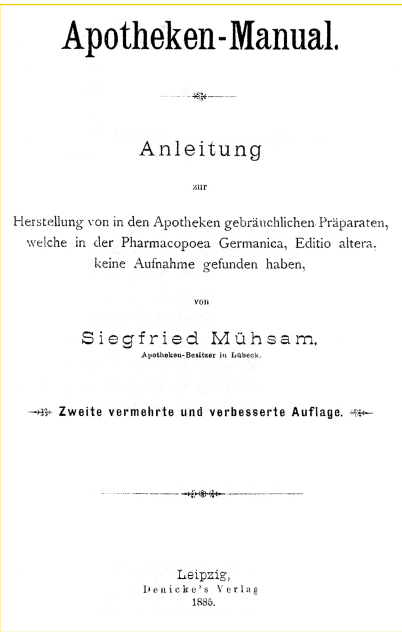


Abb. 6: Apotheken-Manual

die Malaria die Kolonisten jedes Jahr vor große Probleme stellte und eine neue Eisenbahnverbindung von Bagdad nach Kleinasien die Gefahr der Infektionseinschleppung mit sich brachte. In einem Aufruf, sich der Gesellschaft anzuschließen, hieß es: „Die Begründung medizinischer Beobachtungsstationen ist auch ein Werk von allgemein europäischem Interesse, da sich nach dem Bau der Hedschasbahn die Gefahr der Einschleppung epidemischer Krankheiten aus ihren asiatischen Zentren nach Europa vergrößert hat und gerade unsere Institute in Palästina berufen wären, an der Eingangspforte der Infektion Wache zu halten“.¹² Der Gesellschaft gelang es durch die Einwerbung von Spenden in Jerusalem ein Hygienisches Institut zu gründen, für dessen Leitung der litauische Arzt Arie Beham gewonnen werden konnte. Es bestand aus drei Abteilungen: der Wutschutz- Abteilung, dem späteren Pasteur-Institut zur Behandlung der Tollwut, der serologischen Abteilung, sowie der vaccino-therapeutischen Abteilung, die seit dem Herbst 1915 eigene Pockenlymphe herstellte, mit der auch die gesamte syrische Armee geimpft wurde.¹³ Als Problem während und nach dem Ersten Weltkrieg erwiesen sich die Ausbreitung der Malaria und die unzureichende medikamentöse Versorgung Palästinas. Die „Gesellschaft jüdischer Ärzte und Naturwissenschaftler“ in Person von Hans Mühsam erhielt 1915/1916 zahlreiche Ersuchen um Lieferung von Chinin. Die entsprechenden Verhandlungen mit deutschen Firmen, die sich mit Fortgang des sich zu Ungunsten der



Abb. 8: Otto Warburg (1859–1938)

Experimentelle Bestimmung der Kanalweite von Filtern.

Von Prof. Albert Einstein und Dr. Hans Mühsam in Berlin.

Es gibt bis jetzt noch keine exakte Methode zur Bestimmung der Durchlässigkeit von Filtern. Membranfilter (Bechhold, de Haën) werden nach der Durchlaufgeschwindigkeit von Wasser, Hartfilter (Chamberland, Berkefeld, Pukal usw.) nach ihrer Durchlässigkeit für Kolloide von annähernd bekannter Größe ge-

Abb. 9: Gemeinsame Publikation von A. Einstein und H. Mühsam in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 1923

mit Deutschland verbündeten Türkei entwickelnden Kriegen immer schwieriger gestalteten, hatte nunmehr der Botaniker Otto Warburg (1859–1938) zu führen. Als letztes Vorstandsmitglied wurde Hans Mühsam im Frühjahr 1917 eingezogen. Er teilte im März des Jahres dem von Otto Warburg geleiteten Zionistischen Zentralbüro mit: „In den nächsten Tagen werde ich als Bataillonsarzt ins Feld gehen. Damit ist dann die jüd[ischen] Ges[ellschaft] f[ür] san[itäre] Int[eressen] vollzählig im Felde. Da die Weiterführung der Geschäfte daher von hier aus nicht mehr möglich ist, so bitte ich Sie darum“.¹⁴ Sein Vetter Paul Mühsam kommentiert: „Er hatte sich in den Kopf gesetzt, das Eisenerne Kreuz zu erwerben, auch reizte ihn, der stets mit Leib und Seele Arzt war, die Möglichkeit, sich im Seuchenlazarett zu betätigen“.¹⁵

Hans Mühsams Freundschaft mit Albert Einstein entstand bereits 1915, wie Minna Mühsam berichtet: „Mein Mann war leidenschaftlicher Naturwissenschaftler und Liebhaber der Mathematik. Wir hatten einen außerordentlich netten Freundeskreis, Ärzte, Anwälte, Ingenieure, Künstler und gebildete Kaufleute. Mein Mann sagte manchmal: ‚Du weißt, wie ich an unseren Freunden hänge, aber ich bin in den falschen Kreis hineingeraten, ich hätte einen naturwissenschaftlich gebildeten Kreis gebraucht, der mir Anregungen gibt.‘ Er las mir naturwissenschaftliche Aufsätze vor und erzählte mir: ‚da ist ein Jude, Albert Einstein, ein genialer Physiker, er widerlegt Newton und fängt da an, wo dieser große Physiker aufgehört hat.‘ Eines Sonntags besuchten wir Patienten meines Mannes [...]. Dort wurde uns eine Dame vorgestellt, Frau Einstein. Mein Mann sagte ihr: ‚Wissen Sie, dass Sie einen sehr berühmten Namen tragen?‘ (Damals war der Name Einstein in der Wis-

senschaft bekannt, aber noch nicht in aller Welt kund.) ‚Wieso‘ fragte Frau Einstein. Mein Mann erzählte ihr von der wissenschaftlichen Bedeutung von A. E. Frau Einstein lachte und sagte: ‚Sie sprechen von meinem Vetter, er wohnt bei uns, es wird ihn sehr interessieren, dass ein Arzt soviel von seinen Arbeiten weiß.‘ Eines Tages

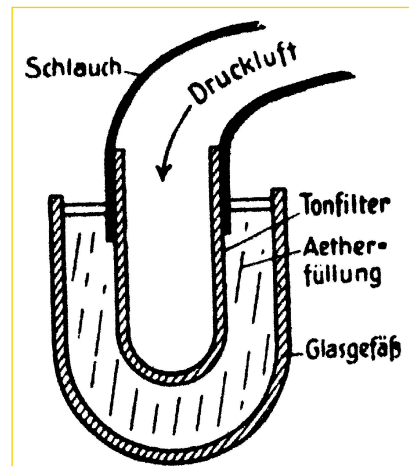


Abb. 10: Versuchsanordnung zur „Experimentellen Bestimmung der Kanalweite von Filtern“, Vorläufer des „Bubble-Point“-Tests

darauf rief Einstein bei uns an und sagte, er möchte meinen Mann gern kennenlernen. Sie verabredeten sich und vom ersten Moment war der Kontakt hergestellt. Sie machten am Sonntag Dauerwanderungen miteinander von morgens 10 Uhr bis Nachmittags um 6. Nach einiger Zeit sagte mir Professor Einstein: ‚Erst kommt Ihr Mann, dann kommt eine ganze Weile gar nichts, dann kommen erst alle anderen Menschen.‘ Der Austausch führte 1923 zu einer gemeinsamen Publikation zur experimentellen Bestimmung der Porenweite von Filtern, um den maximalen Durchmesser kolloidaler Teilchen für die Passage einer vorgegebenen Mem-



Abb. 11: Adolf Baginsky (1843–1918)

bran zu ermitteln. Die Freundschaft zwischen beiden Männern wuchs, es kam zeitweilig zu täglichen Besuchen Einsteins bei den Mühsams. Obwohl Einstein Mühsam die Duzbrüderschaft angeboten hatte, blieb man dennoch bis zum Lebensende stets beim respektvollen „Sie“. Einstein habe Mühsam anvertraut, dass er im Alter von zwölf Jahren Gesänge zu Ehren Gottes komponiert habe, die er auf dem Schulweg sang. Nach der Emigration der Ehepaare Einstein in die USA und Mühsam nach Palästina setzte sich die enge Beziehung als Brieffreundschaft fort. Die umfangreiche Korrespondenz lagert im Einstein Archiv der Hebräischen Universität in Jerusalem. Das tiefe Verständnis der beiden wurde nur getrübt durch die heftige, schwärmerische Zuneigung, die der als Schürzenjäger bekannte Einstein der aus Graz stammenden Nichte und Ziehtochter Mühsams, Betty Neumann, entgegenbrachte, der er ein Affidavit für die Emigration in die USA besorgte und sie dann als Sekretärin beschäftigte hatte. Exemplarisch seien einige Zeilen des Briefwechsels zitiert: Einstein schreibt am 15.6.1942: [...] ich erfahre, dass Sie im Lande der Väter wie ein Patriarch einen Teil Ihrer Beweglichkeit eingebüsst haben. Ich kann mir dies gar nicht so recht vorstellen, wenn ich an unsere früheren weiten Spaziergänge und sonstigen Abenteuer zurückdenke. Bei mir zeigen sich die späteren Semester ebenfalls (an der Galle) aber bisher doch in einer gnädigen Form. Ein einsamer alter Knabe bin ich auch geworden, eine Art altertümliche Figur, die hauptsächlich durch den Nichtgebrauch von Socken bekannt ist und bei besonderen Gele-

genheiten als Kuriosität vorgezeigt wird. [...] Mein bester Freund hier ist auch ein Arzt, Dr. Bucky, Röntgenologe, der draußen schon recht bekannt war. Ich erinnere mich besonders gern an den Abend bei Ihnen, als Sie mit den vielen Reagenzgläsern herumfuchtelten und die Menschen mit dem Wassermann-Kriterium bedrohten, der teuflischen Quittung für kleine und kurze Freude. Immerhin ist es gut, dass es auch Teufel gibt, die nicht in Menschengestalt auftreten. Die letzteren sind deshalb so schwer zu ertragen, weil sie so etwas wie ein Bewusstsein haben. Ich hoffe, dass wir doch noch eine bessere Zeit erleben dürfen und wie Moses noch einen flüchtigen Blick in etwas wie das gelobte Land tun. Ich hatte die Freude zu sehen, wie sich Ihre Nichte hier bewährt hat und durfte auch ein bisschen dabei mit-helfen. Sie hat sich tapfer durchgesetzt und scheint zufrieden zu sein in ihrem hiesigen Wirkungskreis. Ihnen wünsche ich nur, dass Sie die unerbetene und zu Ihnen so gar nicht passende Ruhe bald aufgeben und bald wieder der alte sein werden. Einstweilen grüsst Sie und Ihre liebe Frau herzlich Ihr A. Einstein.“

Mühsam antwortet vom Mount Carmel in Haifa am 4. 8. 1942: „Lieber Freund, ich danke Ihnen vielmals für Ihr Treues Gedenken. Seit Jahren habe ich eine so schöne Freude nicht gehabt, wie Ihr schöner Brief sie mir bereitete. Mein Dasein ist jetzt recht freudarm. Eine schwere Hüftgelenkerkrankung verbittert mir das Leben. Sie macht mir das Gehen fast unmöglich und verursacht mir viel Schmerzen. Therapeutisch ist nichts dabei zu machen. Als das beste Mittel bewährt sich die Arbeit. Da ich Krankenbesuche nicht machen kann, ist meine ärztliche Tätigkeit auf consultative Praxis beschränkt. Sie schreiben, dass Sie mit der Gallenblase zu tun haben. Sie hatten im Jahre 1917 (als ich im Felde war) ein Zwölffingerdarmgeschwür. Ich würde Herrn Kollegen Bucky für einen Bericht über Ihr jetziges Leiden sehr dankbar sein. Ich erinnere mich seiner sehr wohl. Er hat sich um die Einführung der Grenzstrahlen in die Therapie bemüht und die Bucky-Blende erfunden. Sie schreiben, dass Sie eine bessere Zeit zu erreichen hoffen. Sie wird viel-

leicht zunächst kommen, bestimmt aber nur vorübergehend sein, denn die Menschheit der Zukunft wird nicht besser sein als die der Jetztzeit und die der Vergangenheit war...“¹⁶ Des Weiteren tauschen sich die Briefpartner, wie seit Beginn der Korrespondenz, über physikalisch-philosophische Fragestellungen aus. Nur wenig später musste Hans Mühsam weitere Briefe seiner Frau Minna diktieren, da seine Schrift aufgrund einer früh aufgetretenen Parkinson-Erkrankung immer schlechter wurde. Er starb 1957 in Haifa. Weitere Persönlichkeiten aus der Medizin- und Naturwissenschaftsgeschichte sind dem Stammbaum Pappenheim-Mühsam zuzuordnen und sollen im Rahmen des Projekts ergobiographisch untersucht werden. Die Ehe der Stammeltern Pappenheim war mit neun Kindern gesegnet, von denen die Mädchen die Namen ihrer Ehemänner annahmen. Des Weiteren sind die Geschwister von Pincus Pappenheim diesem Kreis zuzurechnen. So heiratete Frommet Mühsam Benjamin Baginsky. Das Paar hatte zwei berühmte Enkelkinder: Adolf Baginsky (Ratibor 1843–Berlin 1918) gilt als einer der Begründer der modernen Kinderheilkunde. Auf seine Anregung hin wurden Schulärzte sowie eine systematische Jugendfürsorge installiert. Er begründete 1880 das „Archiv für Kinderheilkunde“. Als glaubensfester Jude publizierte er das

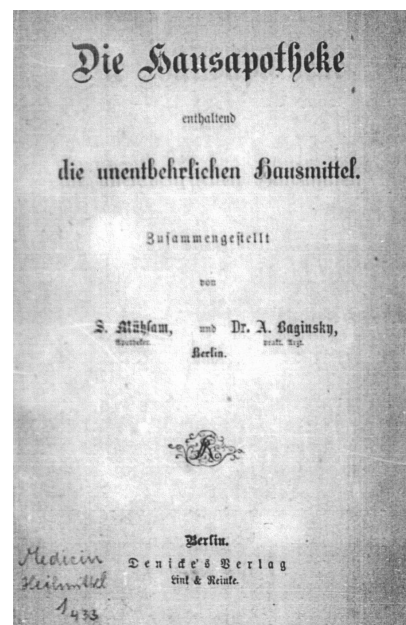


Abb. 12: Die Hausapotheke (1909) von Siegfried Mühsam und Adolf Baginsky



Abb. 13: Benno Baginsky (1848–1919)

1895 in zweiter Auflage erschienene Werk „Die hygienischen Grundzüge der mosaïschen Gesetzgebung“. Gemeinsam mit seinem Verwandten Siegfried Mühsam verfasste Adolf Baginsky im Jahre 1909 einen Ratgeber „Die Hausapotheke enthaltend die unentbehrlichen Hausmittel“. Es handelte sich um eine *Materia Medica* zur Selbstmedikation, wie die Autoren im Vorwort erläutern: „[...] ist überall, wo krankhafte Störungen des menschlichen Organismus besprochen wurden, betont worden, man möge nicht versäumen so rasch als möglich den Arzt herbei zu holen. Bei dem heutigen Stand der Dinge denkt sich aber selbst das gebildete Publikum den Arzt noch kaum anders als mit dem obligaten Rezept, das schleunigst in die eigentliche, wohl concessionierte Apotheke zu wandern hat. [...] Das Medicament ist sehr oft nicht entbehrlich, der Arzt ist am Krankenbette niemals entbehrlich, aber das Rezept ist oft abkömmlich und die mündliche Vorschrift ohne lateinische Brocken kann gerade so gut die Heilung anbahnen, wie das auf das eleganteste geschriebene, hochbejährt ehrwürdige Rezept [...]“. Dem abschließenden „Sach- und Krankheits-Register“ wird noch ein Hinweis auf „Hausapotheken nach Dr. A. Baginsky und S. Mühsam in Casetten-Form mit 28 Mitteln“ in den Sorten „einfach, feiner“ und „sehr fein“ zu Preisen von 13 bis 15 Mark angefügt. Der jüngere Bruder Adolf Baginskys, Benno, geb. 1848, war ein hervorragender Hals-Nasen-Ohrenarzt, dessen Publikation „Zur Entwicklung der Gehörschnecke“ für Aufmerk-

samkeit sorgte. Beide wurden zu Titularprofessoren ernannt, da ihnen eine Universitätslaufbahn als unge-taufte Wissenschaftler verwehrt blieb. Der frühere Custos des Zoologischen Museums Berlin, Paul Pappenheim (1878–1945), ist ebenso wie der Hämatologe Arthur Pappenheim (1870–1916) ein Abkömmling von Seligmann Pappenheim, einem Bruder von Pincus. Als Nachfahre von Pesse Mühsam, Pincus' Tochter und verheiratete Sorauer, ist als weiterer Biologe Paul Sorauer (1839–1916) zu nennen, der als Pflanzenpathologe Botanikgeschichte schrieb. Das 1874 erschienene Werk „Handbuch der Pflanzenkrankheiten für Landwirte, Gärtner und Forstleute“ gilt als das erste Kompendium über Pflanzenkrankheiten schlechthin. Er begründete die „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten“ und musste ebenfalls auf eine Universitätslaufbahn verzichten. Schließlich zählt zu den Nachfahren von Valentin Seligmann Pappenheim, einem weiteren Bruder von Pincus, auch Apotheker Oscar Tropowitz (1863–1918), der die Firma Beiersdorf 1890 – sechs Jahre nach der Gründung – von Paul Beiersdorf übernommen hatte. Die Hansestadt Hamburg hat ihm kulturelle und soziale Errungenschaften zu verdanken und die von ihm gemeinsam mit dem Dermatologen Paul Gerson Unna entwickelten Produkte Nivea®, Leukoplast® und Eucerin® haben ihre Bedeutung für die Firma Beiersdorf nicht eingeblüßt.



Abb. 14: Oskar Tropowitz (1863–1918)

Dieses am „Institut für Geschichte der Medizin“ in Düsseldorf in Angriff genommene und sich auf Apotheker, Ärzte und Naturwissenschaftler einer Familie erstreckende Dissertationsprojekt eröffnet überraschende Verwandtschaftsverhältnisse und lässt aufschlussreiche Erkenntnisse zur Akademisierung der Juden erwarten.

Anmerkungen

- ¹ Zur Familie Mühsam vgl. Hirthe, Chris: Erich Mühsam, Berlin 1985, Landau-Mühsam, Charlotte: Meine Erinnerungen. Lübeck 2010. Der Mühsam-Nachlass wird seit 2009 im Lübecker Stadtarchiv aufbewahrt.
- ² Zur Geschichte des Namens vgl. auch Christoph Hamann: Die Mühsams. Geschichte einer Familie. Teetz 2005 (Jüdische Memoiren; 11).
- ³ Mühsam, Paul: Ich bin ein Mensch gewesen. Berlin 1989, 15–16.
- ⁴ Mühsam, Siegfried: Apotheken- Manual. 2. erw. Aufl. Leipzig. 1885.
- ⁵ Landau-Mühsam, Charlotte: Meine Erinnerungen. Lübeck 2010.
- ⁶ ebd.
- ⁷ Paul Mühsam (1876–1960), bis 1933 Jurist in Görlitz, war Schwiegervater des Görlitzer Apothekers und Gründers des israelischen Pharmakonzerns Teva, Günther Friedländer (1902–1975).
- ⁸ Mühsam [wie Anm. 3], 81.
- ⁹ Moritz Stern (Hrsg.): Festschrift zum vierzigsten Amtsjubiläum des Herrn Rabbiners Dr. Salomon Carlebach in Lübeck. Berlin 1910, S.1–30.
- ¹⁰ Landau-Mühsam [wie Anm. 5], S.180–186
- ¹¹ ebd.
- ¹² Vgl. Otto Warburg: Die jüdischen Kolonien in Nordsyrien auf Grundlage der Baumwollkultur im Gebiete der Bagdadbahn. In: Altneuland 1 (1904), 193–199; 232–240; 268–278.
- ¹³ Central Zionist Archives Jerusalem, File Z3/1622.
- ¹⁴ Zur Gesellschaft jüdischer Naturwissenschaftler und Ärzte für sanitäre Interessen in Palästina vgl. auch: Frank Leimkugel: Botanischer Zionismus. Otto Warburg und die Anfänge institutionalisierter Naturwissenschaften in „Erez Israel“. Berlin 2005, S. 71–77 (Englera; Bd. 26).
- ¹⁵ Mühsam [wie Anm.3], 148
- ¹⁶ Einstein Archives, Hebrew University Jerusalem. Muehsam-Letters File 38459.

Anschriften der Verfasser:

Anne Kerber
Am Markt 7
18311 Ribnitz- Damgarten

PD Dr. Frank Leimkugel
Institut für Geschichte der Medizin
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
40225 Düsseldorf

WIR ERINNERN:

Zum 100. Geburtstag des Apothekers Hermann Stamer (1909–1989)

➔ In seinem Geburtsort Berlin ist Hermann Stamer heute weitgehend vergessen. Nur bei wenigen seiner Zeitgenossen ist dieser um-

Von Manfred Stürzbecher,
Berlin

triebige Apotheker, der sich in der Nachkriegszeit als Vertreter des Unternehmens Bayer um die Arzneimittelversorgung der

Bevölkerung der Stadt und den Bereich der sowjetisch besetzten Zone und späteren DDR Verdienste erwarb, noch in Erinnerung. Der heutige Zeitgeist hat für sein Wirken in einer politischen und rechtlichen Grauzone in der Epoche der Spaltung kaum Interesse und wahrscheinlich auch kaum Verständnis. Der Autor erlebte ihn noch als Apothekerassistent und Arzt in der gespaltenen Stadt. Nach der Pensionierung wurde Stamer vom Leiter der Allgemeinen Verwaltung der Senatsverwaltung für Soziales in Absprache mit dem Landesarchiv gebeten, die sich in der Verwaltung befindliche Akte der Hauptgesundheitsverwaltung der Stadt und des Landes Berlin zu bearbeiten. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf einen Aktensplitter über Hermann Stamer aus dem Büro des Gesundheitswesens, der Grundlage für diesen Beitrag ist.

Hermann Stamer wurde am 26. April 1909 in Berlin geboren.¹ Er besuchte das Humboldt-Gymnasium in Berlin N 4, Gartenstraße 25, unter dem Oberstudiendirektor Dr. Buchenau, das mit dem Friedrichs-Gymnasium vereinigt worden war. Nach dem Abitur war er 1929 bis 1931 Praktikant in Reimer's Apotheke in der Blücherstraße in Berlin, bei der es sich um eine 1890 eröffnete Realkonzession im Bezirk Kreuzberg handelte.² Nach dem Pharmazeutischen Vorexamen 1931 beim Polizeipräsidenten in Berlin (als Regierungspräsident) wirkte er als Apothekerassistent in der Kant-Apotheke in Berlin-Schöne-weide, einer 1927 eröffneten Personalkonzession.³ Von 1932 bis 1934 studierte er an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Pharmazie und legte 1934 das Pharmazeutische Staatsexamen ab. Die Kandidatenzeit verbrachte er dann in der Südring-Apotheke, einer 1929 eröffneten Personalkonzession in Neukölln in der Bergstraße 132⁴

und erhielt 1936 die Approbation als Apotheker. Anschließend wurde Stamer Betriebsapotheker bei der chemisch-pharmazeutischen Fabrik Riedel de Haen in Britz und wechselte 1937 zur Firma Bayer im IG-Farben-Konzern. Zunächst wirkte er als Betriebsapotheker, um ein Jahr später Leiter der Verkaufsabteilung der Behring-Werke zu werden. Beim Paul-Ehrlich-Institut in Frankfurt am Main legte er 1939 die staatliche Serum-Kontrolleur-Prüfung ab. Auf die komplizierten Verhältnisse des damaligen Unternehmens IG-Farben kann hier nicht eingegangen werden. Während im Nachruf von 1989 aus der Oberpfalz⁵ von einer Tätigkeit als Leiter des Pharma-Büros in Leipzig gesprochen wird, fehlt ein solcher Hinweis in den Akten der Senatsverwaltung. Das Bayer Business Service GmbH, Science & Technology, Information Center Corp. History & Archives⁶ teilte dem Autor mit, dass in den dortigen Unterlagen zwar eine Tätigkeit von Stamer in Leipzig

nachweisbar sei, nicht jedoch als Leiter des dortigen Pharma-Büros. 1941 erfolgte die Einberufung zur Wehrmacht, wo Stamer zur Fabrikation von Impfstoffen in den Serum-Instituten von Riga, Dorpat und Kauken eingesetzt wurde. Ende 1944 geriet er in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der man ihn Ende 1945 mit einer Knochentuberkulose entließ.

Am 1. Januar 1946 erfolgte die Wiedereröffnung des Berliner Bayer Pharma-Büros, dessen Gesamtleitung Stamer Mitte dieses Jahres in der Viersektorenstadt übernahm. Es herrschten in der hungernden, zerstörten Stadt Seuchen, und die Arzneimittelversorgung war katastrophal. Hier fand der agile Pharmavertreter ein reiches Betätigungsfeld. Stamer verstand es, mit den Repräsentanten aller vier Besatzungsmächte in guten Kontakt zu kommen. Es muss ihm gelungen sein, nach dem Beginn des Kalten Krieges und der Spaltung der Berliner Verwaltung diese Verbindung aufrecht zu erhalten. Sein gutes, kollegiales Verhältnis zu der Bezirksapothekerin Maria Michels bis zu ihrer Berentung war vielen Apothekern in beiden Teilen der Stadt bekannt.

Wie gefährlich diese West-Ost-Verbindungen werden konnten, zeigte sich am Beispiel des Pharma-Vertreters der Firma Ciba, Wolfgang Lindmar, der wegen Wirtschaftsvergehens, Spionage sowie Sabotage verhaftet und angeklagt wurde. Dank Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Vogel (1925–2008)⁷ konnte dieser Vorgang aus der politischen Propaganda ausgeblendet und die Freilassung aus der Haft erreicht werden. Stamer blieben trotz intensiven Einsatzes für die Versorgung der Bevölkerung Ostberlins und der DDR solche Schwierigkeiten erspart.

In Westberlin erreichte Stamer die Errichtung eines repräsentativen Bürogebäudes des Unternehmens Bayer Leverkusen am Kurfürstendamm 178–179 im Jahre 1952, das bis 1962 noch weitere Ergänzungsbauten erhielt. Es war ein beliebter Ort für Fortbildungsveranstaltungen für Berufe des Gesundheitswesens.

Im Jahre 1969 beantragte Probst Dr. Dr. Heinrich Grüber (1891–1975)⁸ beim Berliner Senat die Auszeichnung von Stamer – im Zusammenhang mit dessen 60. Geburtstag – mit dem Bundesverdienstkreuz. Die poli-

tische Überprüfung durch den Innenminister unter Einschaltung des „U.S. Berlin Document Center“ (BDC) ergab, dass eine NS-Belastung Stamer nicht bestand. Grüber stellte den Antrag in seiner Funktion als Begründer und Leiter der „Medikamentenhilfe für den Osten“. Er begründete seinen Antrag in einem persönlichen Schreiben an den Senatsdirektor der für das Gesundheitswesen zuständigen Senatsverwaltung, Gerhard Naulin, vom 4. Februar 1969 ausführlich. Darin heißt es u. a.: „Im Jahre 1949 kam das von Prof. Domagk entwickelte Tuberkulosemittel TbT/698 in den Handel, das völlig ungeahnte Erfolge in der Tuberkulosetherapie brachte und dem noch eine Reihe anderer gleichwertiger Präparate folgte. Diese Mittel waren in den ersten Jahren den Patienten im Osten gar nicht oder in unzureichenden Mengen zugänglich. – Herr Stamer setzte sich vom ersten Tag unserer Zusammenarbeit in Leverkusen (bei Prof. Haberland) dafür ein, daß wir alle für den Osten von uns benötigten Medikamente zu Vorzugspreisen erhielten. Für unsere damaligen Evangelischen Tbc-Heilstätten stellte uns Herr Stamer auch größere Mengen von Tbc-Heilmitteln und Antibiotica kostenlos zur Verfügung, ebenso erhielten wir des öfteren eine große Menge Vigantol für unsere zahlreichen Kinderheime.

In den fünfziger Jahren mussten wir Herrn Stamer mehrere Male am Sonnabend oder Sonntag spät abends oder auch nachts für lebensgefährlich erkrankte Patienten – in 2 Fällen waren es Kinder – um Hilfe bitten. In allen Fällen nahm er sich der Angelegenheit persönlich an und sorgte auch selbst und am gleichen Tag für den Weitertransport der Medikamente.

Bei einem Explosionsunglück in der Provinz Sachsen stellte uns die Firma Bayer durch Herrn Stamer zusätzlich zu unseren Spenden eine große Menge der benötigten Präparate und Arzneimittel kostenlos zur Verfügung und Herr Stamer sorgte auch dafür, daß die Spende durch Mittelsmänner an den Ort der Katastrophe gebracht wurde.

Ebenso war es bei einem schweren Verkehrsunfall in Mecklenburg, bei dem wir dank seiner Unterstützung auch unmittelbare, entscheidende Hilfe mit Medikamenten leisten konnten.

Bei den ausgedehnten Trichinose-Erkrankungen, die 1955 in einer Gemeinde in Sachsen auftraten, half Herr Stamer rasch und unbürokratisch. Die benötigten Mittel waren damals in Berlin nicht zu haben und mußten auf dem Luftwege aus Leverkusen herangeschafft werden, da die Trichinose eine sehr selten auftretende Krankheit geworden ist.“ Probst Grüber betont ferner das gute persönliche Verhältnis von Stamer zu den Chefärzten der konfessionellen Krankenhäuser in der DDR und zu einigen der Professoren der Charité auch nach der Errichtung der Mauer. Der Leiter der Abteilung Apotheken- und Arzneimittelwesen, Dr. Hubertus Brennhäuser (1913–1995)⁹, der seit 1945 für die Arzneimittelversorgung in der Hauptgesundheitsverwaltung in Berlin zuständig war, wurde zu einer Stellungnahme aufgefordert und erklärte am 6. März 1969: „Apotheker Hermann Stamer hat sich nach unseren Kenntnissen insbesondere in den ersten Jahren nach dem Kriege durch persönlichen Einsatz um die Versorgung Berlins mit dringend benötigten Arzneimitteln verdient gemacht. Ferner hat er als Leiter des Pharma-Büros Berlin der Farbenfabriken Bayer A.G., Leverkusen, als erster veranlasst, daß die Firma Bayer in Berlin ein Bevorratungslager an Arzneimitteln auf freiwilliger Basis für den Bedarf eines halben Jahres unterhält. Dieses Vorgehen der Firma Bayer war Veranlassung für eine weitere Anzahl namhafter westdeutscher pharmazeutischer Betriebe, in ihren Berliner Auslieferungslagern ebenfalls auf freiwilliger Basis Arzneimittel einzulagern. Hierdurch wurde und werden dem Land Berlin erhebliche Unkosten erspart.“

Zu einer Ordensverleihung an Stamer kam es zunächst jedoch nicht. Der Apotheker war ein begeisterter Automobilist mit rasanter Geschwindigkeit, was ihn mit den Gesetzen in Konflikt brachte, so dass er zu diesem Zeitpunkt als vorbestraft galt. Im verwaltungsinternen Schriftverkehr wurde aber darauf hingewiesen, dass ab 1973 diese Vorstrafen im Strafregister einer Auskunftssperre unterliegen.

Der Präsident der Ärztekammer Berlin, der Chirurg Prof. Dr. Wilhelm Heim (1906–1997),¹⁰ stellt in einem Brief an den Bürgermeister Kurt

Neubauer am 20. Juni 1973 erneut einen Antrag auf eine Ordensverleihung, in dem es u. a. heißt:

„Ich selbst kenne Herrn Stamer seit 1932, als ich ein junger Hilfsarzt in das Urban-Krankenhaus kam. Seit dieser Zeit – also seit fast 40 Jahren – ist er allen Berliner Ärzten, insbesondere den Ärzten in der Berliner Krankenhäuser, ein verständnisvoller Berater auf dem Gebiet der Arzneimitteltherapie gewesen. Seine besonderen Verdienste erblicke ich aber in seiner Tätigkeit 1946 bis 1948 als Verbindungsmann zur östlichen Seite Deutschlands. Hier hat Herr Stamer viel getan, um gegen viele Schwierigkeiten, auch unter Umgehung anderslautender Verordnungen, Ärzte und Kranke in Ostdeutschland mit Medikamenten zu versorgen. Eine Vielzahl noch heute in der DDR tätige Ärzte würden es gleichfalls dankbar begrüßen, wenn Herr Stamer diese Auszeichnung bekäme.“

Der Kenner der Person des verdienten Chirurgen und der Verhältnisse kann nur feststellen, dass hier das Pathos dieses Arztes deutlich wird, auch wenn manche Angaben, wie z. B. das Jahr des Kennenlernens, nicht ganz zutreffend sein können. Heim war von seiner Angabe des Jahres 1932 indes sicher überzeugt. Erneute Nachforschungen beim Zentralregister ergaben, dass keine Eintragungen im Strafregister verzeichnet waren, und so stellte der Senator für Gesundheit und Umweltschutz am 7. September 1973 bei der Senatskanzlei einen entsprechenden Antrag, unter Zusammenfassung der in den aufgeführten Schreiben angeführten Tatsachen, „dem Herrn Bundespräsidenten die Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande“ vorzuschlagen. In der Begründung wird noch angeführt: „obwohl oder gerade weil seine Leistungen in der breiten Öffentlichkeit unbekannt bleiben, erscheint es begrüßenswert, die Verdienste von Herrn Stamer durch die Verleihung [...] zu würdigen.“

Anlässlich der Verabschiedung von Stamer am 30. Oktober 1973 im IV. Stock des Bayer-Haus am Kurfürstendamm 174 wurde der Orden durch den Senatsdirektor überreicht. Bei dieser Gelegenheit erhielt er zugleich das Goldene Kronenkreuz der Evangelischen Kirche und den Ehrenring der Deutschen Mediziner.¹¹ Stamer und seine Familie verließen nach der Versetzung in den Ruhe-

stand Berlin in Richtung Westdeutschland. Er geriet in der schnelllebigen Großstadt bald in Vergessenheit. In Weinberg/Oberpfalz ließ er sich nieder und betätigte sich offensichtlich nun in der Offizinpharmazie. Dort verstarb er am 8. April 1989.

Winfried Kruppa berichtet nach seinem Tode in der pharmazeutischen Standespresse: „Stamer – ein Apotheker mit Leib und Seele – setzte sich hier nicht in seinen Sessel, um den verdienten Ruhestand zu genießen, sondern half selbstlos bis zum letzten Tag vielen Kolleginnen und Kollegen durch Vertretungen in der Oberpfalz aus und übernahm sogar noch zwei Verwaltungen. Mit Apotheker Hermann Stamer haben wir nicht nur einen allseits beliebten Kollegen verloren, sondern wir bedauern den Verlust eines guten Freundes, der besonders jungen Kollegen und Kolleginnen mit Rat und Tat – nicht nur

in beruflichen Fragen – beiseite stand“.¹²

Zwanzig Jahre nach seinem Tode, zu seinem 100. Geburtstag, soll an einen Apotheker erinnert werden, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Schnittstelle zweier politischer Blöcke im Stillen als Industrieapotheker in Berlin gewirkt hat und sich nach seiner Pensionierung 1973 in Bayern für die praktischen Belange seiner Kollegen in den öffentlichen Apotheken der Oberpfalz engagierte.

Anmerkungen

- ¹ Nach Aufzeichnungen aus der Altkartei der Senatsverwaltung für Soziales in Berlin (1992) über Auszeichnungen in Sammlung Stürzbecher HA Nr. 10.
- ² Friedrich Reinhard: Apotheken in Berlin, Von den Anfängen bis zur Niederlassungsfreiheit 1957. Eschborn 1998, S. 207.
- ³ ebd. S. 219.

⁴ ebd. S. 221.

⁵ Wilfried Kruppa: Apotheker E.H. Hermann Stamer Berlin/Weinberg gestorben. In: Deutsche Apotheker-Zeitung, 129 (1989), 1306–1307; ders.: E.H. Hermann Stamer verstorben. In: Pharmazeutische Zeitung, 134 (1989), 1566.

⁶ Schreiben Bayer Business Service GmbH, Science & Technology, Information Center, Corp. History & Archives C302, Leverkusen vom 16. Februar 2009.

⁷ Wolfgang Vogel. In: Biographisches Handbuch der SBZ/DDR. Hrsg. v. Gabriele Baumgarten u. Dieter Hebig. München 1997. S. 963.

⁸ Heinrich Grüber: Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten. Berlin-Köln 1968.

⁹ Manfred Stürzbecher: [Art.] Brennhäusen, Hubertus. In: Deutsche Apotheker-Biographie, Ergänzungsband II. Stuttgart 1997, S. 35f.

¹⁰ [Art.] Wilhelm Heim. In: Die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Berlin 1810–2000. Festschrift zur Feier ihres 190. Geburtstages am 6. Februar 2000, Berlin 2000, S. 113.

¹¹ Reinhard [wie Anm. 2].

¹² Kruppa [wie Anm. 5].

DGGP-MITTEILUNGEN

Hermann Schelenz (1848–1922) und Georg Urdang (1882–1960)

DGGP-Symposium würdigt zwei überaus bedeutende Pharmaziehistoriker.

Im vergangenen Jahr hat der Magistrat der Stadt Kassel die Ruhestätte des Apothekers und Pharmaziehistorikers Dr. med. h. c. Hermann Schelenz auf dem Friedhof Wehlheiden zum Ehrengrab erklärt.

Hiermit würdigte die Stadt die Leistung einer der „Väter der Pharmaziegeschichte“, der seit 1895 seine letzten Lebensjahrzehnte in Kassel verbracht hatte.

Bei dem vom DGGP-Präsidenten Prof. Dr. Christoph Friedrich organisierten Symposium im vollbesetzten Vortragssaal des Ottoneum Naturkundemuseums erinnerte in einer Grußbotschaft Frau Stadträtin Anita Mahrt als Vertreterin des Oberbürgermeisters an das erfolgreiche Wirken von Hermann Schelenz in Kassel,

der auch im Ottoneum seine pharmaziehistorischen Studien als „Privatgelehrter“ betrieb.

Nach einer Einführung von Prof. Friedrich in das Thema der Tagung hielt der Kölner Apotheker Dr. Till Fuxius seinen Vortrag über „Hermann Schelenz – zu Leben und Werk“. Er zeichnete die Biographie des großen Pharmaziehistorikers nach, der 1874 die Altstädter Apotheke in Rendsburg erwarb und sie u. a. um eine Fabrik chemisch-pharmazeutischer Produkte, einen Versandhandel und eine Drogen Großhandlung erweiterte und zur größten Apotheke in Holstein ausbaute. Nach dem Verkauf der Apotheke (1893) folgte in Kassel eine



sehr intensive und erfolgreiche pharmaziehistorische Tätigkeit, die in dem Hauptwerk „Geschichte der Pharmazie“ (1904) ihren Höhepunkt fand. In anderen Büchern wettete Schelenz gegen den Eintritt der Frau in den Apothekerberuf („Frauen im Reiche Aesculaps“, 1900) oder stellte seine Forschungsergebnisse zur Geschichte der pharmazeutisch-chemischen Destilliergeräte (1911) und zu Shakespeares pharmazeutischem Wissen (1914) vor. Ferner erschienen 893 Zeitschriftenartikel und 871 Rezensionen sowie

zahlreiche anonyme Beiträge, die Gesamtzahl der Veröffentlichungen lag bei über 2000. Unter den vielen Ehrungen ist besonders die Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg (1920) und jetzt die Übernahme der Ruhestätte als Ehrengrab durch die Stadt Kassel hervorzuheben. Der Name dieses Mannes, der durch die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg sein gesamtes Vermögen verlor, lebt bis heute weiter in der Schelenz-Plakette, mit der verdiente Pharmaziehistoriker ausgezeichnet werden.

Der zweite und dritte Vortrag war dem Leben und Werk von Georg Urdang gewidmet, dessen Todestag sich im Juni zum 50. Male jährte. Privatdozent Dr. Frank Leimkugel (Düsseldorf) referierte unter dem Titel „Georg Urdang: ostpreussischer Apotheker, Pharmaziehistoriker, deutscher Jude“ über dessen Leben und Werk in Deutschland bis 1938, Professor Dr. Gregory Higby (Madison, USA) über „George Urdang as pharmacy historian in the United States“ über die Zeit ab 1938. Urdang stammte aus Tilsit in Ostpreußen, besaß von 1910 bis 1919 die Adler-Apotheke in Rosenberg (Westpreußen), ehe er in die Pharmazeutischen Zeitung in Berlin als Redaktionsmitglied eintrat. Dort blieb er bis

Ende 1935, danach noch zwei Jahre in „ratgebender Funktion“. In dieser Zeit entstanden mehrere Bücher, darunter der mit Alfred Adlung (1875–1937) verfasste „Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie“, der 1935 erschien. Im Mai 1938 siedelte er unter dem Druck der politischen Verhältnisse in die USA über. Dort musste er erneut Pharmazie studieren und legte 1939 das Staatsexamen ab. 1941 gründete er in Madison (Wisconsin) das „American Institute of the History of Pharmacy“, dessen erster Direktor er wurde und bis 1956 blieb; von 1947 bis 1952 war er zusätzlich Pharmazieprofessor. Für seine neue Heimat hat Urdang auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte viel erreicht. Die meisten seiner Bücher, darunter auch das mit Edward Kremers verfasste und inzwischen in mehreren Auflagen erschienene Werk „History of Pharmacy“ (1940, 4. Aufl. 1976, hrsg. von Glenn Sonnedecker), sind in den 1940er und 1950er Jahren in englischer Sprache erschienen. Urdang institutionalisierte die Pharmaziegeschichte in den USA und ist dort heute immer noch „präsent“. So existiert ein Urdang-Raum in der Universität von Wisconsin, seit 1952 vergibt das Amerikanische Institut für Pharmaziegeschichte die Urdang-Medaille und eine geplante Stiftungsprofessur soll einmal seinen Namen tragen. Die in den 1920er Jahren von Urdang aufgestellte und auch in den USA vertretene These, Pharmaziegeschichte sei die Geschichte der Apotheker und der Apotheken, konnte sich nicht durchsetzen. Inzwischen sind auch andere Bereiche wie die Arzneimittelgeschichte wichtige



DGGP-Präsident Prof. Dr. Christoph Friedrich (Marburg) mit den Vortragenden Dr. Till Fuxius (Köln), Prof. Dr. Gregory Higby (Madison, USA) und Priv.-Doz. Dr. Frank Leimkugel (Düsseldorf) (v.l.n.r.) am Grab auf dem Wehlheider Friedhof. Die Grabplatte trägt die Aufschrift:

„Ehrengrab der Stadt Kassel Dr. med. h. c. Hermann Schelenz
Vater der Pharmaziegeschichtsschreibung“

(Foto: Dr. Klaus Meyer, Münster)

pharmaziehistorische Forschungsgebiete geworden.

Urdangs Verhältnis zu Deutschland war nach dem Zweiten Weltkrieg auf Versöhnung ausgerichtet. Im Gegensatz zu anderen Emigranten besuchte er mehrmals die alte Heimat und erhielt auch 1949 mit der Schelenz-Plakette die bedeutendste pharmaziehistorische Auszeichnung. Im Anschluss an das Symposium besuchten die Teilnehmer die Ehren-

grabstätte auf dem Wehlheider Friedhof.

Empfehlenswerte Literatur:

- Till Fuxius: Hermann Schelenz. Ein Pionier der Pharmaziegeschichte. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft. Stuttgart 2002.
- Andrea Ludwig: Georg Urdang (1882–1960). Ein Pharmaziehistoriker als Mittler zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Welt. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft. Stuttgart 2009.

Peter Hartwig Graepel, Gladenbach

Deutsches Apotheken-Museum im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21/2 58 80 · Fax: 0 62 21/18 17 62

Öffnungszeiten: Tägl. 10.00–17.30 Uhr. Letzter Einlass um 17.10 Uhr.

Eintrittspreis: Regulär: € 5,00. Ermäßigt: € 3,00 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fasses

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

PERSÖNLICHES

Festakt zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Fritz Krafft

Am 10. Juli 2010 beging Prof. Dr. Fritz Krafft seinen 75. Geburtstag und feierte ihn auch gebührend. Das Institut für Geschichte der Pharmazie der Philipps-Universität Marburg hatte um 15.00 Uhr in die prachtvolle „Alte Aula“ eingeladen und alle, fast alle, kamen, um dem großen Wissenschaftshistoriker, dem langjährigen Herausgeber der „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte“ und dem angesehenen Hochschullehrer ihre Aufmerksamkeit zu machen. Zunächst ergriff der jetzige Direktor des Instituts für Geschichte der Pharmazie, Prof. Dr. Christoph Friedrich, das Wort und begrüßte seinen Vorgänger im Amt auch im Namen der Doktoranden und Mitarbeiter herzlich, um dann den Stab weiterzugeben an den Dekan des Fachbereichs Pharmazie, Prof. Dr. Michael Keusgen. Danach sprach der Alt-Präsident der Philipps-Universität, Prof. Dr. Werner Schaal, und erinnerte Prof. Krafft an die gemeinsame Verwaltungsarbeit in den Gremien der Universität, die keineswegs leicht war, vielmehr einem mit Stolperfallen und Fallgruben angelegten Weg glich, den man mit Klugheit und Umsicht zu beschreiten hatte, was aber beiden gut gelang. Für die „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“ sprach deren Präsidentin Prof. Dr. Bettina



Prof. Dr. Fritz Krafft – 75 Jahre jung

Wahrig, Braunschweig, und erinnerte an die Aufbauleistung und spätere Kontinuität Kraffts bei den „Berichten“ der Gesellschaft. Die Grußworte beendete Prof. Dr. Rainer Polley, Marburg, stellvertretender Vorsitzender des durch Prof. Krafft initiierten Fördervereins des Instituts, der sich vor allem in der heutigen Zeit – man darf wohl sagen: – als segensreich auswirkt. Es folgte die Laudatio, die Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Heidelberg, hielt, ein langjähriger Weggefährte seines „Fritz“ aus Zeiten der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“. Nicht zu lang, aber launig und – wie es sich aus der langen

Weggeschichte ergibt – nicht ganz ohne spitze Bemerkungen zeichnete Müller-Jahncke das wissenschaftliche Leben und Werk Kraffts nach und wies als „Astrologus“ auf dessen Kenntnisse in der „Astronomia“ hin. Als Höhepunkt der Vortragsveranstaltung sprach Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Jürgen Mittelstraß, Konstanz, zum Thema: „Die neue Wissenschaft. Zur Entstehung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Weltbildes“. Nach der treffenden Vorbemerkung „In der Universität gibt es heute wenig zu feiern – der Zeitgeist mit seinen ökonomischen Obsessionen und einer verkorksten, von einem Verschulungswahn getriebenen Bolognawirklichkeit schlägt ihr ins Gesicht“ widmete sich der Konstanzer Gelehrte dem sich wandelnden Weltbild in der Frühen Neuzeit. Ausgehend von Augustinus, der nach der „Entgöttlichung der Welt“ dem christlichen Denken in einer „Verbindung von Theologie und Naturwissenschaft“ eine „bis in die Neuzeit hinein bestimmende Form gab“, wandte sich Mittelstraß der aristotelischen Physik des 14. Jahrhunderts zu, die als Vorläuferin der Thesen des Kopernikus oder Galileis angesehen werden kann. Nach Nikolaus von Kues, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine „architektonische Metaphorik“ des Kosmos entwarf, entstand in der Renaissance das Bild der „Machina Mundi“, einer Weltmaschine, die im Rahmen der „Machina Coelestis“, der



Krafft und Müller-Jahncke – Weggefährten in der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“



Fritz Krafft und Jürgen Mittelstraß

Himmelsmaschine, genauen Gesetzen folgt. Doch erst die „Keplersche Wende“ lässt eine Mathematisierung der Astronomie zu, bei der sich die „Machina Mundi“ wie eine Räderuhr bewegt. Aus diesen Vorstellungen ging die neuzeitliche Physik Galileis und Newtons hervor, die nun als „Naturwissenschaft“ bezeichnet wurde. Damit verbindet sich auch die allmähliche Trennung von Theologie und Naturwissenschaft, die, so Mittelstraß, „nun umgekehrt jene Radikalisierung des mechanistischen Weltbildes“ andeutet, „in deren Rahmen auch der Mensch selbst zur bloßen Maschine degeneriert.“ Nach andauerndem Beifall für den Festredner dankte Prof. Dr. Fritz Krafft allen Teilnehmern, und Prof. Dr. Friedrich lud zu einem Empfang ins Institut für Geschichte der Pharmazie am Roten Graben 10 ein.

W.-D. Müller-Jahncke

Der „Premio Griffoni d'Oro“ für Frau Dr. R. Dilg-Frank

Am 8. Oktober 2010 wurde der Apothekerin und Pharmaziehistorikerin Frau Dr. Rosemarie Dilg-Frank im Rahmen einer Festveranstaltung des Nobile Collegio Chimico Farmaceutico – Universitas Aromatariorum urbis und der Stadt Ascoli Satriano/Region Foggia der neu geschaffene „Premio Griffoni d'Oro“ für ihre Forschungen auf dem Gebiet der „Wissenschaft von der Gesundheit und Kultur Italiens“ verliehen. Die Veranstaltung fand in Rom statt, wo Frau Dr. Dilg-Frank in der Biblioteca Lancisiana geforscht und Verbindungen zum Medizinhistorischen Institut der Universität gepflegt hatte. Mit ihrer Entdeckung des „Consilium de Peste“ von 1448 machte sie erstmals auf den italienischen, bereits durch sein Apothekerbuch „Compendium Aromatariorum“ bestens bekannten Mediziner Saladin Ferro von Ascoli, der sich nunmehr auch als Pestarzt von Rang herausstellte, aufmerksam. Dieser Fund in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek – eine Kopie von 1464 des damaligen

Nürnberger Studierenden in Padua, Hermann Schedel – wurde von ihr am Institut für Geschichte der Pharmazie der Philipps-Universität Marburg transkribiert, übersetzt, kommentiert und in einer kritischen Ausgabe ediert. Auf der Grundlage dieser unter Leitung von Prof. Dr. Rudolf Schmitz, dem Gründer des einzigen Institutes für Geschichte der Pharmazie im deutschsprachigen Raum, begonnenen Forschungs-

feldes, wird derzeit ein weiteres von Rosemarie Dilg-Frank in der Handschriftenabteilung der Universität Leipzig aufgespürtes „Consilium de Peste“ des Saladin Ferro von Ascoli ausgewertet. Bei diesem handelt es sich um ein Textzeugnis, das zugleich die deutsch-italienische Zusammenarbeit zwischen den Universitäten Marburg und Foggia aktiviert.

Christoph Friedrich



Überreichung des „Premio Griffoni d'Oro“ an Frau Dr. R. Dilg-Frank

Prof. Dr. Dr. Christa Habrich 70 Jahre alt

Wer Christa Habrich in den letzten Monaten bei Kongressen oder Vorträgen erlebt hat, kann kaum glauben, dass sie das siebte Lebensjahrzehnt überschreitet. Am 24. November 1940 in Gießen als Tochter des Apothekers August Habrich und dessen Ehefrau Ilse geboren, begann sie nach dem Abitur an der Ricarda-Huch-Schule ihre pharmazeutische Ausbildung in der väterlichen Engel-Apotheke ihrer Heimatstadt. Von 1963 bis 1966 studierte sie Pharmazie in München und bestand ihr Pharmazeutisches Staatsexamen mit „sehr gut“. Danach wandte sie sich der Medizingeschichte und der Paläontologie zu und fertigte unter Leitung von Günter Kallinich ihre Dissertation an, die der Geschichte des Apothekenwesens in Regensburg gewidmet ist und die sie 1969 mit „sehr gut“ abschloss. Zwei Jahre später gründete sie die Adler-Apotheke in Gießen, die sie zum 1. April 2010 verkaufte.

Daneben war sie seit 1972 freie Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin, München, tätig und nahm Lehraufträge, von 1977 bis 2003 Pharmazeutische und Medizinische Terminologie sowie von 1979 bis 2003 Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie, wahr. 1982 habilitierte sie sich an der Ludwig-Maximilian-Universität München mit einer Arbeit zum Thema „Untersuchungen zur pietistischen Medizin am Beispiel Johann Samuel Carls und seines Kreises“ für Geschichte der Medizin und der Pharmazie. Seitdem betreute sie engagiert ihre Doktoranden – 18 Dissertationen konnten abgeschlossen werden – hielt lebhaft und stets sehr interessante Vorträge und verfasste ca. 200 Publikationen. 1988 wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin für Geschichte der Medizin und der Pharmazie an der Ludwig-Maximilians-Universität München ernannt. Sie hielt auch zahlreiche Vorlesungen im Osten und unterstützte hier Kollegen in Greifswald, Halle, Jena und Berlin und machte ihnen Mut. Maßgeblich beteiligte sich Christa Habrich am Aufbau des Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt, das sie von

1974 bis 2008 leitete. Im Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit stand die Vorbereitung von 70 medizinhistorischen Ausstellungen sowie Filmen und Videodrehbüchern, die sie alle mit großer Akribie erarbeitete und in denen sie wissenschaftliche Ergebnisse für ein breites Publikum aufbereitete. Dies alles hat sie ehrenamtlich, d.h. ohne Bezahlung, neben ihrer Tätigkeit als Apothekenleiterin mit großem Idealismus geleistet.



Prof. Dr. Dr. Christa Habrich

Sie übernahm zudem eine Vielzahl von Ämtern, die sie alle mit hohem Sachverstand, wacher Intelligenz und ihrer sehr verbindlichen Art ausfüllte, ob im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik, der Gesellschaft Liebig-Museum Gießen, dem Verwaltungsrat des Deutschen Apotheken-Museums Heidelberg, der Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und dem Vorstand der Deutschen Apotheken-Museumsstiftung. 1990 wurde sie zur Präsidentin der European Association of Museums of History of Medical Science gewählt und hatte dieses Amt bis zum Jahr 2004 inne, jetzt ist sie Présidente d' Honneur. 1991 wurde sie zur Ersten Vorsitzenden der Julius-Hirschberg-Gesellschaft gewählt.

Aber Christa Habrich kann im Unterschied zu manchen männlichen Kollegen, die an ihren Ämtern kleben

und von der damit verbundenen Machtfülle zu leben scheinen, loslassen. „Ihr Museum“ übergab sie an ihre Nachfolgerin, Frau Privatdozentin Dr. med. Marion Maria Ruisinger, mit dem Hinweis, dass diese alles nach ihren Vorstellungen verändern könne. Andererseits steht sie ihr nach wie vor mit Rat und Tat zur Verfügung. Bis heute ist sie an vielen Stellen unermüdlich tätig, wobei ihr stets die Aufgabe, nicht aber ihre Person wichtig ist. Ihr Rat ist nach wie vor gefragt und in vielen internationalen Museen, in Wien, Zürich, Leiden, Paris, ist sie ein gern gesehener Gast. Legendar sind auch ihre Auftritte im Bayerischen Rundfunk und Fernsehen seit ca. 20 Jahren.

Trotz alledem ist Christa Habrich ein bescheidener, lebenswürdiger Mensch geblieben, den jeder, da sind sich alle einig, gern hat und die wegen ihrer Geradlinigkeit, ihrer Klugheit, aber auch wegen ihres Charmes nicht nur in der wissenschaftshistorischen Community, sondern auch von Apothekerkollegen, Ärzten und Patienten geschätzt wird.

Für ihr beeindruckendes Gesamtwerk wurde sie vielfach ausgezeichnet, so mit der Heinrich-Palmatz-von-Leveling-Medaille, der Schelenz-Plakette der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, der Avicenna-Medaille der Medizinischen Fakultät der Universität Istanbul, dem Bundesverdienstkreuz am Bande und dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse, dem Bayerischen Verdienstorden und der Bürgermedaille in Gold der Stadt Ingolstadt, um nur einige der zahlreichen Auszeichnungen zu nennen. Das Medizinhistorische Museum widmet ihr eine Ausstellung „Mit Sinn und Verstand“, bei der u.a. Objekte, die durch sie in das Museum gelangten, mit Sinn und Verstand, mit Humor und Sachkenntnis in einer Audio-Guide-Führung von ihr selbst vorgestellt werden.

Wir wünschen ihr für das nächste Lebensjahrzehnt vor allem Gesundheit, Freude und auch mehr Zeit für andere schöne Dinge wie Musik, Theater, Kunst und ihre Familie und hoffen natürlich auch, dass wir ab und an Gelegenheit haben, einen Abend oder Nachmittag mit ihr zu verbringen.

*Christoph Friedrich und
Wolf-Dieter Müller-Jahncke*

Apothekerin Barbara Wittor 70 Jahre

Am 13. Oktober 2010 begeht die Apothekerin Barbara Wittor, geborene Hänel, ihren 70. Geburtstag. Als Tochter eines Arztes und Enkelin des berühmten und geradezu legendären Leipziger Apothekers Dr. Conrad Stich (1864–1953) wuchs sie in Wurzen auf, wo sie an der Goethe-Oberschule 1959 das Abitur ablegte. Anschließend war sie Praktikantin in der Linden-Apotheke Leipzig beim damaligen Kreisapotheker, Oberpharmazierat Kurt Morgner (1915–1982). Das Studium der Pharmazie führte sie 1961 an die Friedrich-Schiller Universität Jena, wo Prof. Dr. Walter Poethke (1900–1990) ihr akademischer Lehrer war.

Nach dem Staatsexamen absolvierte sie ihr Kandidatenjahr in der Johannis-Apotheke Löbau bei Apothekerin Käthe Schurig (1909–1978).

Am 18. September 1965 erhielt sie ihre Approbation als Apothekerin und wirkte anschließend, wohl dem Vorbild ihres Großvaters folgend, als Krankenhausapothekerin, zunächst im Städtischen Klinikum Berlin Buch bei Chefapotheker Herbert Jacobi (1908–1979). Hier leitete sie zuletzt die Abteilung für Ambulante Versorgung und baute auch eine Augenrezeptur auf.

Nachdem sie 1969 den Ingenieur Hans-Peter Wittor geheiratet hatte und ein Jahr später ihre Tochter Angelika geboren worden war, unterbrach sie ihre berufliche Tätigkeit für drei Jahre, konnte aber gelegentlich ihren Mann bei Auslandseinsätzen nach Ungarn begleiten. 1974 übernahm sie die Herstellung von Dialysekonzentrat im Bezirkskrankenhaus St. Georg Leipzig als zweite Apothekerin, gemeinsam mit Apothekerin Helga Fickweiler. Während der Schwangerschaft – 1978 wurde ihr Sohn Matthias geboren – war sie vorübergehend im Diakonissenkrankenhaus Leipzig bei Chefapotheker Heinz Horn (1913–1981) tätig, da

eine Weiterbeschäftigung auf der Dialysestation in dieser Zeit wegen einer Infektionsgefahr nicht möglich war. 1979 bis 1992 wirkte sie dann erneut im Bezirkskrankenhaus St. Georg. In dieser Zeit entstand hier eine Produktionsanlage zur Herstel-



Barbara Wittor

lung von Dialysekonzentraten, die von einer Expertengruppe erarbeitet worden war. Nach der Wende, die sie sehr herbeigesehnt hatte, gründete sie 1993 die Apotheke am Stadtpark in Wurzen in einer Arztpraxis ihres Elternhauses.

Bereits seit den 1980er Jahren war sie ehrenamtlich auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte im Bezirk Leipzig tätig, wo sie sich insbesondere der Sicherung erhaltenswerter Exponate, aber auch der Organisation pharmaziehistorischer Vorträge für einen Kreis interessierter KollegInnen widmete. Im November 1989 gestaltete sie eine kleine Ausstellung im Rahmen der Pharmazeutischen Gesellschaft. Ein Jahr später gründete sie die Landesgruppe Sachsen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (DGGP), die sie bis 2009 leitete und gehörte dem Vorstand der DGGP an. Einen Höhepunkt stellte die Organisation der Biennale 2000 der DGGP in Leipzig

dar, die sie gemeinsam mit Prof. Dr. Horst Remane, Vorsitzender der Landesgruppe Sachsen-Anhalt, glänzend organisierte, und die auch zahlreiche westdeutsche KollegInnen für die Stadt Leipzig begeistern konnte. Von 1997 bis 2001 war sie initiativ an Gründung und Aufbau des Sächsischen Apothekenmuseums in Leipzig beteiligt. Daneben unterstützte sie wiederholt pharmaziehistorische Veröffentlichungen ideell und finanziell, u. a. den Reprint der Festschrift zur Säkularfeier der Universitätsapotheke Leipzig von Conrad Stich, der zur Biennale in einem Nachdruck erschien, wie auch die Geschichte der Apotheken Magdeburgs sowie die Veröffentlichungen zum Torgauer Kräuterbuch des Johannes Kentmann (1518–1574) in den Sächsischen Heimatblättern. Aber auch für zahlreiche Promovenden und Diplomanden aus dem Greifswalder bzw. Marburger Arbeitskreis von Prof. Dr. Christoph Friedrich erwies sie sich stets als eine anregende und hilfsbereite Gesprächspartnerin.

Gleichwohl hat Barbara Wittor als Pharmaziehistorikerin eher im Stillen gewirkt, aber dank ihres Organisations таланtes eine hervorragende Aufbauarbeit im Freistaat Sachsen geleistet. Dafür ist ihr der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie zu großem Dank verpflichtet. Darüber hinaus ist sie eine engagierte, liebenswerte Kollegin, die sich mit großem Gerechtigkeits Sinn für in der DDR unterdrückte Kolleginnen und Kollegen eingesetzt hat und mit ihrer Geradlinigkeit und zupackenden Art dem Fach Pharmaziegeschichte vielfältige Impulse zu geben vermochte.

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und die beiden Autoren wünschen ihr vor allem Gesundheit, Freude und hoffen auf viele Begegnungen auf pharmaziehistorischen oder anderen Veranstaltungen.

*Christoph Friedrich, Marburg und
Horst Remane, Leipzig*

AKADEMISCHE NACHRICHTEN

Dr. Michael Mönnich zum Honorarprofessor ernannt

Am 14. Oktober 2010, dem „Tag der Pharmazie“ der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, erhielt Dr. Michael Mönnich nach seiner Antrittsvorlesung, die gleichzeitig der Festvortrag dieses für die Tübinger Pharmazie so bedeutsamen Tages war, seine Ernennung zum Honorarprofessor mit Promotionsrecht. Als Thema seine Vortrages hatte Dr. Mönnich „Paracelsus und die Chemiatrie“ ausgewählt – wie sich herausstellte, eine kluge Wahl. Denn der Name Paracelsus ist auch heute noch bekannt, sei es durch Apotheken oder Straßen, die nach ihm benannt sind, sei es durch diverse geistige Getränke wie das „Paracelsus-Bier“ oder die zahlreichen Anbieter auf Esoterikmärkten, die seinen Namen verwenden. Nach dem Lebensweg wandte sich Dr. Mönnich den Werken des Paracelsus (eigentlich Theophrast von Hohenheim aus schwäbischem Geschlecht) zu, die im 16. Jahrhundert zunächst nicht oder kaum verstanden wurden. Erst durch die Ausgaben der Frühparacelsisten gelangte Paracelsus zu – bisweilen obskurem – Ruhm, bis sich einige Ärzte entschlossen, auf der Grundlage seiner „Medicina Nova“ chemiatriische Arzneimittel herzustellen und anzuwenden. In der Folge spaltete sich die Medizin in zwei Lager: dasjenige der Paracelsisten und dasjenige der Antiparacelsisten, und Dr. Mönnich verstand es, die Kontroversen nachzuzeichnen und den Spannungsbogen bis heute zu ziehen. Nach dem Studium der Chemie in Zürich und dem Pharmaziestudium in Tübingen, das Dr. Mönnich 1985 mit der Approbation abschloss, wandte er



Dr. Michael Mönnich

sich der Geschichte der Pharmazie zu. Er begann seine Studien in Marburg/Lahn unter Prof. Dr. Rudolf Schmitz, ging aber dann nach Heidelberg, wo er 1989 mit der Dissertation „Tommaso Campanella. Sein Beitrag zur Medizin und Pharmazie der Renaissance“ bei Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke promovierte. Nach dem Wechsel in die Bibliothekslaufbahn wurde er 2001 zum Bibliotheksdirektor und Leiter der Abteilung für Medienbearbeitung an der Universitätsbibliothek Karlsruhe ernannt. Neben seinen zahlreichen bibliothekswissenschaftlichen Büchern und Studien hat Dr. Mönnich auch immer wieder pharmaziehistorisch gearbeitet, wie er auch seit 2004 als Lehrbeauftragter der Fakultät für Chemie und Pharmazie das Fach „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie“ vertritt. Die Redaktion der „Geschichte der Pharmazie“ gratuliert Herrn Dr. Mönnich sehr herzlich zur Verleihung der Honorarprofessur.

W.-D. Müller-Jahncke
Chr. Friedrich

Halle

Am 29. Mai 2010 erhielt der Chemie- und Pharmaziehistoriker Prof. Dr. Horst Remane, Halle/Leipzig, für seine „vielseitigen chemiehistorischen Beiträge“ den Liebig-Wöhler-Freundschaftspreis 2010. Der Preis wird jährlich durch die Göttinger Chemische Gesellschaft-Museum der Chemie an ein bis zwei Chemiehistoriker des In- und Auslandes vergeben. Er geht zurück auf den UrUrUr-Enkel von Justus von Liebig, Herrn Wilhelm Levicki (1935-2001), den unvergessenen Förderer der Wissenschaftsgeschichte. Sein Werk wird durch seine Witwe, Frau Loretta Levicki, Alleingesellschafterin der Prohama. B. V. und E.V.A. GmbH weitergeführt. Eine aktuelle Liste der Preisträger ist zu finden unter <http://www.vinasse.de>

*

Am Fachbereich Pharmazie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg wurden promoviert:

Apotheker **Michael Patenge** mit der Dissertation „Zur Vergiftungsproblematik in der Region Thüringen zwischen 1820 bis 1900“. Die Arbeit stand unter der Leitung von Prof. Dr. A. Langner, Institut für Pharmazie der MLU und Prof. Dr. H.-P. Klöcking, Klinikum der FSU Jena.

*

Marburg

Im Fachbereich Pharmazie der Philipps-Universität Marburg wurde am 23. Juni 2010 zum Dr. rer. nat. aus dem Fach Geschichte der Pharmazie promoviert **Heike Gypser**: „Apparative Hochpotenzherstellung in der Homöopathie in den Vereinigten Staaten von Amerika im Zeitraum von 1860 bis 1920.“ Die Arbeit stand unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Chr. Friedrich

DAZ BEILAGE

Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“

Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und

Kulturgeschichte in Heidelberg e.V.,
Zwingerstraße 14–16, 69117 Heidelberg,
unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph
Friedrich, Marburg, und Priv.-Doz. Dr.
Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg.

Redaktionsbeirat:
Priv. Doz. Dr. Sabine Anagnostou,
Marburg; Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr.
P. Dilg, Marburg; Dr. L. Leibrock-Plehn,
Brackenheim; Dr. K. Meyer, Münster;
Dr. U. Meyer, Berlin; Dr. Michael Mönnich,
Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 28,- (zzgl. 12,- Euro Versandkosten Inland).
Einzelheft Euro 12,- (versandkostenfrei).
Alle Preise inkl. MwSt.
Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2010 Deutscher Apotheker Verlag,
Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X.